Krug's Geſchichte des Liberalismus.

Geſchichtliche Darſtellung

des

Liberalismus

alter und neuer Zeit.

Ein hiſtoriſcher Verſuch

vom

Profeſſor Krug

in Leipzig.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Hoc unum cogitato: Modus omnibus in rebus
optumum est habitu; nimia omnia nimium
exhibent negotium hominibus.

Plaut. Poen. I, 2.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorrede.

Vorliegende Schrift iſt, wie der Haupttitel ſagt, ein hiſtoriſcher Verſuch, und darf nur ſo beurtheilt werden. Als hiſtoriſch hat ſie einen rein wiſſenſchaftlichen Zweck, der keiner Rechtfertigung bedarf; denn die Geſchichte beruht auf thatſachlicher Wahrheit und kann nur dadurch belehren, daß ſie dieſe ſo unverfälſcht als möglich ans Licht zu bringen ſucht. Als

Verſuch aber, und zwar als erſter in ſeiner Art — denn eine Geſchichte des Liberalismus, die hier hätte benutzt werden können, iſt dem Verf. wenigſtens noch nicht bekannt — macht ſie allerdings Anſpruch auf nachſichtsvolle Entſchuldigung der Fehler oder Mängel, welche Kenner darin entdecken werden.

Der Verf. hätte wohl eine ausführlichere Darſtellung geben und ſo ein dickeres und gelehrteres Werk hervorbringen können. Aber dann würden es nur Gelehrte von Profeſſion, nicht diejenigen geleſen haben, für welche es zunächſt beſtimmt iſt, weil dieſe nicht Zeit und Luſt haben, ſolche Werke zu leſen. Der Verf. geſteht

nämlich gern, daß er bei Abfaſſung dieſer Schrift außer jenem wiſſenſchaftlichen noch einen anderweiten Zweck hatte: er wollte verſöhnen und beruhigen.

Wir leben in einer Zeit der Extreme; überall herrſcht Ultraismus. Nicht nur die ſogenannten Liberalen übertreiben; ihre Gegner thun es auch; und es iſt ſchwer zu ſagen, auf welcher Seite mehr oder weniger übertrieben werde. Soll die Wiſſenſchaft hier Hülfe ſchaffen, ſo kann es nur die Geſchichte. Sie ruft gleichſam mit lauter Stimme den Lebenden zu: „Haltet Maaß in allen Dingen! denn eure „Vorfahren haben meiſt nur darin gefehlt, „daß ſie nicht Maaß hielten. Dadurch

„haben ſie die Erde mit Blut und Thrä-
„nen beſäet; und wenn gleich aus dieſer
„Saat auch manche gute Frucht hervor-
„gegangen, die ihr jetzt genießt, ſo könnt
„ihr doch euch ſelbſt und euren Nachkom-
„men viel Noth und Elend erſparen, wenn
„ihr durch mich die Fehler kennen und
„vermeiden lernt, die eure Vorfahren be-
„gangen haben.“

Um dieſen Nebenzweck noch ſichrer zu erreichen, hat der Verf. ſeiner geſchichtlichen Darſtellung einige Schlußbetrachtungen angehängt, welche die Ergebniſſe jener Darſtellung zur klarern Anſchauung bringen ſollen. Ob ihm dieß gelungen, mögen Andre beurtheilen. Er ſelbſt iſt ſich

bewußt, daß er es wenigſtens gut gemeint und, wo nicht sine omni studio, doch sine ira geſchrieben hat. Er bekennt ſich unverholen zum Liberalismus, aber nur zu jenem ruhigen und beſonnenen, der das Horaziſche: Est modus in rebus etc. ſich zum Geſetze macht. Darum hat er auch einen ähnlichen Ausſpruch eines alten dramatiſchen Dichters zum Motto ſeiner Schrift gewählt. Vor allem liebt er die Wahrheit; denn nur die Wahrheit kann den Menſchen wahrhaft frei machen, wie ſchon der größte Lehrer der Menſchheit, der die Wahrheit mit ſeinem Blute beſiegelte, geſagt hat: ἡ αληθεια ελευθερωσει ὑμας. Joh. VIII, 32.

Nur ein paar Worte noch über ein Wort, das in dieſer Schrift häufig vorkommt und von dem Verf., ſoviel er ſich erinnert, zuerſt gebraucht worden, das Wort: Antiliberalismus. Es iſt freilich ein Miſchling (hybrida); aber es ſcheint zur Bezeichnung des Gegentheils vom Liberalismus beſſer geeignet, als die Ausdrücke: Illiberalismus und Servilismus. Dieſe bezeichnen ſchon etwas Uebermäßiges, mithin Tadelnswerthes. Jenes Wort aber bezeichnet bloß das reine Gegentheil vom Liberalismus; und es iſt in dieſer Schrift ſelbſt dargethan, daß der Gegner des Liberalen, wenn dieſer über die Schnur haut und jener ihm dann widerſteht, nicht

Unrecht hat. Darum wurde das Wort Antiliberalismus vorgezogen.

Möchten hinfort beide Theile die Lehren der Geſchichte beherzigen! Möchten ſie vornehmlich jetzt, in dieſer tief bewegten Zeit, bedenken, was allein zum Frieden der Menſchheit dient! — Leipzig, den 30. Oktober 1822.

Krug.

Inhaltsanzeige.

Einleitung.

Seite
Begriff, Zweck und Umfang dieſer geſchichtlichen Darſtellung 3

Erſter Abſchnitt.

Geſchichtliche Darſtellung des Liberalismus in der alten oder vorchriſtlichen Welt 9

Zweiter Abſchnitt.

Geſchichtliche Darſtellung des Liberalismus in der neuern oder chriſtlichen Welt 41

Schlußbetrachtungen.

I.

Ueber Recht und Unrecht des Liberalismus und des Antiliberalismus 93

II.

Seite

Ueber das Verhältniß der Geſellſchaftskreiſe zum Liberalismus und Antiliberalismus 105

III.

Ueber den Ausgang des Kampfes zwiſchen Liberalismus und Antiliberalismus 141

Druckfehler.

S. 129. Z. 2. von oben iſt ſtatt Rechenſchaft zu leſen Rechtſchaffenheit.

Geſchichtliche Darſtellung

des

Liberalismus.

Einleitung.

Der gebildete Menſch findet ſich in einem doppelten Verhältniſſe, wodurch er ſich in ſeiner Thätigkeit auf mannichfaltige Weiſe beſtimmt und gebunden ſieht. Das eine iſt das bürgerliche, das andere das kirchliche Verhältniß. Jenes bezieht ſich auf dießeit, dieſes auf jenſeit. Jenes umfaßt den Menſchen mit irdiſchen, dieſes mit himmliſchen Banden. Beide regeln ſein ganzes Thun und Laſſen, wiefern es theils auf ſinnliche, theils auf überſinnliche Zwecke gerichtet iſt.

Seitdem ſich dieſe beiden Verhältniſſe in der Menſchheit entwickelt haben, gab es gleichſam eine zwiefache Menſchenart. Die eine hielt ſich, unbekümmert um das, was ſein kann und

ſoll, an das eben Beſtehende, den hergebrachten Glauben und die hergebrachte Geſellſchaftsordnung. Die andre machte eben dieſes Hergebrachte und Beſtehende zu einem Gegenſtand ihres Nachdenkens, Prüfens und Forſchens, fragend, ob es auch wahr und gut ſei, ob es nicht vielleicht ein Andres und Beſſeres gebe, dem man nachſtreben ſolle, und ſuchte dadurch das Ruhende beweglich, das Stehende fortſchreitend zu machen.

Die erſte Menſchenart war natürlich zahlreicher und ebendarum mächtiger, als die andre. Denn der Menſch iſt von Natur träge, ein Gewohnheitsthier, das in ſeiner behaglichen Ruhe nicht geſtört ſein will. Er iſt daher geneigt, denjenigen, der, von einem höhern Geiſte getrieben, immerfort nach dem Vollkommnern ſtrebt, als einen Feind ſeiner Ruhe, als einen Störer des Friedens und der Ordnung zu betrachten und, wo möglich, mit dem ganzen Gewicht einer trägen Maſſe zu erdrücken.

So entſtand ein Gegenſatz, und aus dem Gegenſatz ein fortwährender Kampf unter den

Menſchen, den man am treffendſten und kürze-
ſten als einen Kampf des Liberalismus mit
dem Antiliberalismus bezeichnen kann.
Denn die Anſichten und Urtheile, welche einzele
freiſinnige Denker über die bürgerlichen und
kirchlichen Verhältniſſe der Menſchen von Zeit
zu Zeit aufſtellten — die ſogenannten libera-
len Ideen — ſind es eigentlich, welche jenen
Kampf veranlaßten, indem ſie mit den Anſichten
und Urtheilen der Menge, ſo wie mit den In-
tereſſen derer, welche hieraus Vortheil zogen,
in Widerſpruch traten. Die Freunde jener Ideen
wollten nämlich nicht bloß ſich daran ergötzen,
wie an Bildern der Phantaſie, ſondern ſie auch
in der Wirklichkeit geltend machen. Die Gegner
aber wollten dieß nicht leiden, meinend, daß ſie
dadurch in ihrem bisherigen Beſitze und Genuſſe
beeinträchtigt würden.

Die liberalen Ideen ſind alſo nichts weni-
ger, als eine Erfindung der neueſten Zeit, wenn
auch dieſer Ausdruck von neuerem Gepräge iſt.
Sie ſchreiben ſich aus einer weit frühern Zeit

her und haben ſich nur nach und nach mehr entwickelt und ausgebildet, ſind beſtimmter hervorgetreten und weiter verbreitet worden, und haben ebendadurch mehr Einfluß auf das Leben gewonnen. Darum iſt auch der Kampf zwiſchen dem Liberalismus und dem Antiliberalismus in unſrer Zeit heftiger geworden, und es ſcheint beinahe, als ſei derjenige Wendepunkt in der Weltgeſchichte gekommen, wo es ſich entſcheiden müſſe, welchem von beiden die Herrſchaft der Welt vom Schickſale beſchieden ſei.

Bei ſo bewandten Umſtänden dürft' es nicht unzweckmäßig ſein, einen Rückblick in die Vergangenheit zu thun, um zu ſehen, wie jene Ideen allmälig entſtanden, ſich entwickelten und ausbreiteten, was ſie in Bezug auf das menſchliche Leben und deſſen mannichfaltige Geſtaltungen wirkten, und wie ſie dieſen Einfluß entweder behaupteten oder wieder verloren. Eine geſchichtliche Darſtellung dieſer Art müßte für jeden gleich lehrreich ſein, wie er auch ſonſt perſönlich geſinnt ſein möchte, liberal oder antiliberal.

Denn ſie würde beide Theile vor gewiſſen Verirrungen und Misgriffen warnen, denen der Menſch ſo leicht ausgeſetzt iſt, wenn er irgend ein Ziel mit leidenſchaftlicher Thätigkeit verfolgt.

Um aber unſrer geſchichtlichen Darſtellung des Liberalismus (wie wir dieſelbe der Kürze wegen nennen wollen, ungeachtet ſie nothwendig zugleich eine geſchichtliche Darſtellung des Antiliberalismus iſt) im voraus einen ordnungsmäßigen Gang vorzuzeichnen, ſo wollen wir die hieher gehörigen Thatſachen in zwei große Zeitabſchnitte vertheilen. Der erſte ſoll die alte oder vorchriſtliche Welt befaſſen, ſoweit dieſelbe der Aufnahme liberaler Ideen empfänglich war, der zweite aber die ſeit der Entſtehung und Ausbreitung des Chriſtenthums gebildete neue oder chriſtliche Welt. Wir werden uns aber bei der Darſtellung ſelbſt der möglichſten Kürze befleißigen, um nicht durch das Eingehn in zu viele Einzelheiten die Aufmerkſamkeit der Leſer auf die Hauptſache zu zerſtreuen. Am Ende

werden jedoch noch einige allgemeine Betrachtungen hinzugefügt werden, wie ſie ſich aus einem unbefangnen Ueberblicke der Geſchichte in dieſer Beziehung von ſelbſt ergeben müſſen.

Erſter Abſchnitt.

Geſchichtliche Darſtellung des Liberalismus in der alten oder vorchriſtlichen Welt.

Die erſten Spuren liberaler Ideen, mündlich oder ſchriftlich angekündigt, finden wir in der alten oder vorchriſtlichen Welt bei jenem bewundrungswürdigen Volke, das noch immer in Wiſſenſchaft und Kunſt unſer Lehrmeiſter, und deſſen zwar entartete, aber den Keim der Größe noch immer in ſich tragende Nachkommenſchaft eben jetzt im blutigſten Freiheitskampfe begriffen iſt — bei den Griechen. Der regſame Geiſt dieſes Volkes, durch große Dichter genährt und durch glückliche Kriege mit den mächtigen Perſerkönigen gehoben, betrat auch bald die Bahn der höhern Forſchung.

Es ſtanden daher ſeit dem ſechsten Jahrhunderte vor Chriſtus Männer unter ihnen auf, welche Gott und Natur, die Rechte und die Pflichten des Menſchen, ſammt deſſen geſelligen Verhältniſſen, nicht bloß zu Gegenſtänden ihres eignen einſamen Denkens machten, ſondern auch förmliche Schulen ſtifteten, in denen ſie ihre Anſichten und Urtheile darüber an Andre mittheilten, welche dieſelben wieder unter den folgenden Geſchlechtern bald mehr, bald weniger treu fortpflanzten und auf das Leben anzuwenden ſuchten. Auf dieſe Art machten ſich Thales, Pythagoras, Xenophanes, Anaxagoras, Sokrates, Plato, Ariſtoteles, Zeno und Andre um ihr Vaterland verdient.

Aber kaum hatten dieſe Männer zu philoſophiren angefangen, ſo geriethen ſie auch mit dem Beſtehenden in Widerſpruch. Unter den Griechen beſtand von Alters her eine ganz ſinnliche Religionsform, welche das göttliche Weſen in eine Mehrheit von Göttern verſchiedner Ordnung und ſelbſt verſchiednen Geſchlechts zerſpaltete, indem man ſowohl gewaltige Natur-

kräfte als kraftvolle Menſchen vergöttert und ſo das Göttliche ganz vermenſchlicht hatte — eine Vorſtellungsweiſe, die nothwendig auch einen durchaus ſinnlichen, mit Bilderverehrung, Orakeln, Opfern und Gebräuchen aller Art überladnen Kultus herbeiführte.

Jene Männer mußten nun bald einſehn, daß dieſe ganze Religionsform, ungeachtet ihres alterthümlichen Beſtandes, doch nur auf Wahn und Einbildung ruhte, mithin nichts als Aberglaube war. Sie erklärten dieß auch zum Theil unverholen. So ſagte Xenophanes, der Stifter der eleatiſchen Schule, in einem noch vorhandnen Bruchſtücke ſeiner philoſophiſchen Lehrgedichte, die er ſelbſt nach Art der alten Rhapſoden vortrug, weil in jener Zeit Poeſie und Philoſophie noch nicht ſo, wie ſpäterhin, aus einander getreten waren *): „Nur Einer iſt der

*) Die folgenden Bruchſtücke finden ſich zerſtreut bei verſchiedenen alten Schriftſtellern, wie Sextus Empirikus, Diogenes Laertius, Plutarch,

„höchſte (wahre) Gott unter den (angeblichen) „Göttern und Menſchen, weder an Geſtalt noch „an Verſtand den Sterblichen ähnlich. Aber „dieſe meinen, die Götter werden geboren und „haben Kleidung und Stimme und Bildung wie ſie ſelbſt.“ *) — In einem andern Bruch-

---

Klemens Alexandrinus u. A., geſammelt aber findet man ſie in *Stephani* poesis philosophica (§. 21.) und in Fülleborn's Beiträgen zur Geſchichte der Philoſophie (Stück 7.). Wenn auch jene Bruchſtücke nicht den Worten nach ganz unverdorben auf uns gekommen ſind, da Xenophanes ſelbſt ſeine Verſe vielleicht nicht einmal niedergeſchrieben, ſondern nur mündlich vorgetragen hat: ſo ſind ſie doch dem Sinne nach gewiß echt. Ebendarum ſind ſie auch hier nicht wörtlich treu, ſondern mehr dem Sinne nach, worauf es allein ankam, überſetzt. Doch hat man es für Pflicht gehalten, zu Gunſten ſolcher Leſer, welche der griechiſchen Sprache mächtig ſind, in beſondern Anmerkungen auch den Grundtext beizufügen.

*) Die hieher gehörigen Verſe lauten ſo:

Εἷς θεος εν τε θεοισι και ανθρωποισι μεγιϛος,
Ουτι δεμας θνητοισιν ὁμοιϊος, ουδε νοημα.

ſtücke ſagt er in derſelben Beziehung: „Wenn „Löwen, Stiere und Pferde Hände hätten und „malen könnten, wie die Menſchen, ſo würden „ſie auch die Götter als Löwen, Stiere und „Pferde darſtellen.“ *) — Gegen Homer und Heſiod aber, deren Gedichte die Griechen faſt als heilige Urkunden ihrer Religion, wie wir unſre Bibel, verehrten, erklärte ſich jener frei-

---

. . . . *Αλλα βροτοι δοκεουσι θεους γεννασθαι,*
Την σφετερην δ' εσθητα εχειν φωνην τε δεμας τε.

Auch Ariſtoteles bezeugt in ſeiner Rhetorik (B. 2. K. 23.), der Eleatiker habe geſagt, die, welche die Götter geboren werden laſſen, ſprächen eben ſo irreligios (*ασεβουσι*) als die, welche ſie ſterben ließen; denn aus beidem folge, daß die Götter einmal nicht ſeien. Er wollte alſo mit Recht das Göttliche als ein Unvergängliches gedacht wiſſen.

*) Die angeblichen Worte des Eleatikers ſind folgende:

Αλλ' ειτοι χειρας γ' ειχον βοες ηε λεοντες,
Η γραψαι χειρεσσι και εργα τελειν, άπερ ανδρες,
Ἱπποι μεν θ' ἱπποισι, βοες δε τε βουσιν ὁμοιοι,
Και κε θεων ιδεας εγραφον και σωματ' εποιουν
Τοιαυθ' οἱον περ και αυτοι δεμας ειχον ὁμοιον.

ſinnige Denker geradezu und verſpottete ihre Götterlehre als ungereimt und ſelbſt als unſittlich. „Denn,“ ſagte er, „alles haben Homer „und Heſiod den Göttern beigelegt, was bei „Menſchen Schimpf und Schande iſt, rauben „und buhlen und einander betrügen.“ *) — Dagegen ſagte er ſelbſt von Gott: „Er ſieht, hört, „denkt ganz oder durchaus, und beherrſcht alles „mit Verſtand ohne Mühe.“ **)

---

*) Im Grundtexte heißt es:

Παντα θεοις ανεθηκαν Ὁμηρος θ᾽ Ἡσιοδος τε,
Ὁσσα παρ᾽ ανθρωποισιν ονειδεα και ψογος εϛι,
Κλεπτειν, μοιχευειν τε και αλληλȣς απατευειν.

**) Hieher gehören die zwei einzelen Verſe, die vielleicht urſprünglich nicht in unmittelbarer Verbindung ſtanden:

Ουλος ὁρα, ȣλος δε νοει, ȣλος δε τ᾽ ακȣει.
Αλλ᾽ απανευθε πονοιο νȣ φρενι παντα κραδαινει.

Es darf übrigens zwar nicht unbemerkt bleiben, daß ſich Xenophanes durch ſeine Spekulazion über das göttliche Weſen, gleich vielen andern Philoſophen, in die Irrwege des Pantheismus verlor und ſogar als Urheber deſſelben angeſehen wird. Wenn aber zwi-

So liberale Aeußerungen über das Göttliche mußten der Menge anſtößig, den Prieſtern ärgerlich, und den Staatsmännern, welche den einmal beſtehenden Kultus als einen nothwendigen Theil des geſellſchaftlichen Lebens betrachteten, als gefährlich erſcheinen. Auch wagten nicht alle Philoſophen, ſo keck mit ihren beſſern Anſichten und richtigern Urtheilen über religioſe Gegenſtände hervorzutreten. Manche ſprachen nur mit großer Zurückhaltung darüber, hüllten ſich wohl gar in den Schleier des Geheimniſſes und dunkler Formeln, deren wahre Bedeutung ſie nur ihren vertrauteren Schülern (den Eſoterikern) erklärten. Daher finden wir bei vielen alten Philoſophen (Pythagoras, Plato, Ariſtoteles und Andern) ſogar eine doppelte

ſchen Pantheismus und Polytheismus gewählt werden müßte, ſo würde jener immer noch vorzuziehen ſein, weil er doch die Idee der Einheit des göttlichen Weſens feſthält und nicht auf ſo unwürdige Vorſtellungsarten von demſelben führt, als der Polytheismus.

Lehrweiſe, eine eſoteriſche für vertrautere Schüler, gegen die ſich der Lehrer mit größter Offenheit erklärte, weil ſie in die verborgenſten Tiefen der Wiſſenſchaft ſelbſt eingeweiht ſein wollten, und eine exoteriſche für anderweite Zuhörer, die bloß nach allgemeiner Bildung streb-ten. Manche ſuchten ſich auch dadurch mit dem Volksglauben und der Staatsreligion abzufinden, daß ſie die Sprache derſelben beibehielten, ihr aber eine ganz andre, der Vernunft gemäßere, Bedeutung unterlegten, mithin die gemeine Götterlehre razionaliſtiſch interpretirten; in welcher Behandlungsweiſe beſonders die Stoiker ſich auszeichneten.

Gleichwohl entgingen dadurch jene Männer nicht allen gewaltſamen Anfechtungen von Seiten des Antiliberalismus. Pythagoras und die von ihm in der Geſtalt eines geheimen Bundes oder Ordens geſtiftete Schule wurde bald ein Gegenſtand politiſcher Verfolgung, weil die in den Städten Großgriechenlands oder Unterita-liens, wo dieſe Schule blühte, herrſchende Ari-

ſtokratie deren Einfluß auf das Volk fürchtete; wodurch viele Glieder dieſer Schule, und nach einigen Berichten ſelbſt deren Stifter, das Leben verloren. Anaxagoras, ungeachtet er, wie man gewöhnlich annimmt, zuerſt beſtimmt lehrte und philoſophiſch zu erweiſen ſuchte, daß die ſichtbare Welt das Erzeugniß eines höchſt weiſen und gütigen Weſens — eines von ihm ſogenannten Nus *) — ſei, und ungeachtet er ſich der Gunſt des mächtigen Perikles in hohem Grade erfreute, mußte dennoch Athen verlaſſen und nach Lampſakus in Kleinaſien fliehen, um der gefährlichen Anklage wegen Irreligioſität oder

---

*) Daß Anaxagoras das göttliche Weſen nicht mit der Volksſprache θεος (Gott), ſondern lieber νους (Verſtand oder Intelligenz) nannte, kam wohl daher, daß die Volksſprache mit jenem Ausdruck eine Menge abergläubiger Vorſtellungen verband und ihn daher auch in der Mehrzahl (θεοι, Götter) brauchte. Dieſer Inkonvenienz wollte jener Philoſoph wahrſcheinlich entgehn, fiel aber dadurch in eine andre, welche ſeine Lehre unverſtändlich und anſtößig machte.

Gottloſigkeit (ἀσεβείας) zu entgehn. Sokrates, der in frühern Jahren ſein Vaterland in drei Schlachten vertheidigt hatte und in ſpätern Jahren einzig damit beſchäftigt war, die zum Theil wirklich immoraliſchen und irreligioſen Grundſätze der Sophiſten zu bekämpfen und die zahlreich um ihn verſammelte Jugend zur Weisheit und Sittlichkeit zu bilden, dieſer Mann, den das delphiſche Orakel ſelbſt für den weiſeſten ſeiner Zeit erklärt hatte, mußte als angeblicher Neuerer in Religionsſachen und Verderber der Jugend den Giftbecher leeren, da er ſich dem ungerechten Urtheilsſpruche nicht durch eine für ſein Alter ſchimpfliche Flucht entziehen wollte. Hätte Ariſtoteles dieſen Ausweg nicht ergriffen, weil er, wie er ſagte, nicht zugeben wollte, daß ſich Athen zum zweiten Male an der Philoſophie verſündigte, ſo würde auch er als ein Opfer des Antiliberalismus gefallen ſein, indem der Oberprieſter Eurymedon oder, wie Andre denſelben nennen, Demophilus ihn ebenfalls der Gottloſigkeit angeklagt hatte, weil ſeine Gotteslehre

nicht mit der gemeinen Götterlehre zuſammenſtimmte. Und ſo ging es mehren griechiſchen Weltweiſen, deren Aeußerungen über religioſe Gegenſtände den Vertheidigern des Beſtehenden zu freiſinnig und ebendarum für das Gemeinwohl gefährlich ſchienen. *)

Allein dieſer Anfechtungen ungeachtet ver-

---

*) Es kann und ſoll dadurch nicht geleugnet werden, daß es unter den griechiſchen Philoſophen auch Einige gab, welche in jenen Aeußerungen zu weit gingen, mit dem Aberglaubrn auch den Glauben bekämpften und ſo in das andre Extrem, den Unglauben, fielen. Beſonders machten ſich deſſen mehre Mitglieder der kyrenaiſchen oder ariſtippiſchen und der epikuriſchen Schule ſchuldig, weil dieſe Schulen auch in Anſehung ihrer ſittlichen Grundſätze auf Abwege gerathen waren. Allein es würde auf der andern Seite eben ſo ungerecht ſein, wenn man alle griechiſchen Philoſophen, die den heidniſchen Volksglauben bekämpft haben, deshalb für Ungläubige oder Gottesleugner erklären wollte, wie dieß einige unverſtändige Eiferer für die gute Sache der Religion allerdings gethan haben. Solche allgemeine Behauptungen ſind durchaus unhiſtoriſch.

breiteten ſich jene liberaleren Anſichten ſehr ſchnell unter den Griechen, und es ſank dadurch das Anſehn der alten heidniſchen Götterlehre und des darauf gebauten polytheiſtiſchen Kultus dergeſtalt, daß nach und nach ſelbſt die älteſten und geachtetſten Orakel in Griechenland verſtummten, weil niemand mehr an die Götter glaubte, deren Stimmen in den Ausſprüchen ihrer Prieſter oder Prieſterinnen zu vernehmen man früherhin gemeint hatte. So arbeitete der Liberalismus der griechiſchen Philoſophen dem Chriſtenthume gleichſam in die Hand. Denn als dieſes ſpäterhin mit dem Heidenthum in Kampf trat, ſo beriefen ſich die Vertheidiger des Chriſtenthums, wie man noch jetzt aus den apologetiſchen und polemiſchen Schriften der ſogenannten Kirchenväter erſieht, ſehr häufig auf die Lehren der griechiſchen Philoſophen, indem ſie ſagten: „Die ſcharfſinnig„ſten und gelehrteſten Männer unter euch haben „ja ſchon längſt das Nichtige eurer Götterlehre „eingeſehn und erwieſen, haben gezeigt, daß eure „Religion mitſammt ihrem durchaus ſinnlichen

„Kultus auf bloßer Einbildung beruhe, mithin „nichts anders als Superſtizion ſei. Wie könnt „ihr uns alſo um einer Lehre willen verfolgen, „die wir mit den Weiſeſten unter euch ſelbſt „gemein haben?" — Daher meinten auch viele Kirchenväter, jene Weltweiſen ſeien nicht durch ſich ſelbſt auf ihre liberaleren Religionsanſichten gekommen, ſondern Gott ſelbſt habe ſie ihnen mitgetheilt, indem er ſich ihnen ebenſowohl als den jüdiſchen Propheten und den chriſtlichen Apoſteln geoffenbart habe. Und gewiß hat dieſer Umſtand gar viel zur Ausbreitung des Chriſtenthums beigetragen; denn das Chriſtenthum erſchien nun vielen gebildeten Heiden als eine neue Bekanntmachung der liberalen Ideen, welche ſchon vorlängſt von den griechiſchen Philoſophen über religioſe Gegenſtände geäußert worden. Wenn ſich daher jetzt die europäiſche Welt und ſelbſt ein großer Theil der außereuropäiſchen der Seegnungen des Chriſtenthums erfreut, ſo darf man, ohne undankbar zu ſein, nicht vergeſſen, daß wir einen Theil dieſer Seegnungen dem Li-

beralismus der griechiſchen Philoſophen zuzurechnen haben.

Ebendieſe Männer äußerten ſich aber nicht bloß über religioſe, ſondern auch über politiſche Gegenſtände auf die freiſinnigſte Weiſe. Seitdem nämlich Sokrates angefangen hatte, die Philoſophie, wie Cicero ſagt, vom Himmel herabzuziehn und auf die Erde zu verpflanzen, damit ſie bei den Menſchen in ihren Hütten und Werkſtätten wohne und ſie von ihren Rechten und Pflichten belehre, um ihr Verhalten ſittlich zu regeln: ſeit dieſer Zeit wurden auch die Staaten und die in ihnen beſtehenden Rechtsverhältniſſe der Bürger ein fortwährender Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Forſchung.

Hier fanden jedoch die griechiſchen Philoſophen, indem ſie die Wirklichkeit mit der Idee, das Gegebne mit dem, was nach den Foderungen der Vernunft ſein ſoll, verglichen, faſt noch mehr zu tadeln, als in Bezug auf das religioſe Element der Geſellſchaft. Die griechiſchen Staaten, in älterer Zeit monarchiſch und autokra-

tiſch regiert, hatten zwar im Laufe der Zeiten insgeſammt die republikaniſche Regierungsform angenommen, ſo daß nur noch in Sparta zwei Könige zugleich regierten, die aber durch das Ephorat und andre politiſche Inſtituzionen in der Ausübung ihrer Macht ſehr beſchränkt waren und nicht viel mehr Anſehn und Gewalt beſaßen, als die Archonten zu Athen. Allein deſſen ungeachtet herrſchte in den griechiſchen Freiſtaaten keine wahre bürgerliche Freiheit. Ihr innerer Organismus war ſo mangelhaft und die Rechtsverhältniſſe der Bürger ſo unſicher, daß beſtändige Parteikämpfe in ihnen ſtattfanden, einzele herrſchſüchtige Männer als Demagogen oft die Gewalt an ſich riſſen, und dagegen mancher redliche Bürger um des bloßen Verdachts willen, daß er einſt der Freiheit gefährlich werden könnte, wie Ariſtides der Gerechte, aus ſeinem Vaterlande verwieſen wurde.

Dieß veranlaßte nothwendig die griechiſchen Philoſophen, über die verſchiednen, an ſich möglichen, Verfaſſungs- und Verwaltungsarten der

Staaten, ſo wie über die oberſten Grundſätze einer echtbürgerlichen Geſetzgebung, nachzudenken und Vorſchläge zu machen, wie den Uebeln abzuhelfen, welche damal die griechiſchen Staaten drückten. Daher entwarf Plato zuerſt einen Ideal- oder Vernunftſtaat, welcher durchgängig nach Grundſätzen der Sittlichkeit (nicht bloß nach denen des Rechts oder der Klugheit) verfaßt und verwaltet, mithin eben ſo tugendhaft ſein oder werden ſollte, als der einzele Menſch. *) Ebendieß thaten, obwohl auf eine weniger idealiſche

---

*) Da Plato den Vernunftbegriff oder die Idee der Tugend in vier anderweite Begriffe, nämlich die der Weisheit, der Mäßigkeit, der Tapferkeit und der Gerechtigkeit, zerfällte, woraus ſpäterhin die Lehre von den ſogenannten Kardinaltugenden entſtand: ſo wandte er dieſe Begriffe auch auf den Staat an und foderte, daß dieſer im Ganzen eben ſo weiſe, mäßig, tapfer und gerecht ſein ſollte, als jeder einzele Bürger. (Man vergl. inſonderheit das vierte Buch der Republik). So weit hat wohl kein liberaler Politiker der neuern Zeit ſeine Foderungen getrieben.

Weiſe, Xenophon, Ariſtoteles und Andre, indem ſie insgeſammt darauf ausgingen, die möglichbeſte Regierungsform auszumitteln, um dadurch nicht nur Leben, Freiheit und Eigenthum zu ſichern, ſondern auch die Bürger überhaupt zur Sittlichkeit und Glückſeligkeit, und ebendadurch zu einem wahrhaft menſchlichen Daſein zu führen. Darum trat auch ihre Politik in durchgängige Verbindung mit der Ethik und der Pädagogik, indem ſie wohl einſahen, daß ohne eine zweckmäßige, körperliche und geiſtige, phyſiſche und moraliſche, Erziehung des Bürgers das Staatswohl auf keine dauerhafte Weiſe begründet werden könne. *)

---

*) Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß dieſe Politiker auch ſchon die Leibesübungen unter dem Titel der Gymnaſtik als einen weſentlich nothwendigen Theil der Erziehung des jungen Staatsbürgers betrachteten, ja daß Plato ſogar auch die jungen Bürgerinnen an jenen Uebungen theilnehmen laſſen wollte. (Man vergl. das fünfte Buch der Republik). Verſteht man nun unter dem neuerlich ſogenannten

Wiewohl nun dieſe Männer in ihren politiſchen Schriften viel neue, von den gewöhnlichen abweichende, Begriffe und Grundſätze aufſtellten, und manche beſtehende Einrichtung der damaligen Staaten theils geradezu, theils durch nothwendige Folgerung entweder als ſchlechthin ungerecht oder wenigſtens als unzweckmäßig oder ſchädlich verwarfen: ſo findet man doch keine Spur, daß ſie wegen ihres politiſchen Liberalismus auf irgend eine Weiſe wären in Anſpruch genommen worden. Wenn z. B. Plato mehr als einmal ſagte: „Die Uebel, welche die jetzi„gen Staaten drücken, werden nicht eher auf„hören, als bis entweder die Könige Phi„loſophen oder die Philoſophen Könige „werden" (vergl. B. 5. und 6. der Republik

---

Turnen nichts weiter, als jene Leibesübungen — und urſprünglich ſollte das Wort wohl auch keine andre Bedeutung haben: ſo kann man mit Recht ſagen, daß die Turnkunſt von den eben angeführten Politikern bereits auf das nachdrücklichſte empfohlen worden.

mit dem 7. Briefe) — ſo dachte kein Menſch daran, daß jener Philoſoph irgend einen legitimen oder auch illegitimen Regenten ſeiner Zeit vom Throne ſtoßen und ſich ſelbſt darauf ſetzen wollte. Man fand nicht einmal etwas Ungereimtes in jenem Ausſpruche, weil man wohl wußte, daß er im Grunde nichts anders ſagen wollte, als daß diejenigen, welche die Völker beherrſchen, weiſe Männer ſein oder doch gleich andern Menſchen nach der Weisheit ſtreben ſollten, damit ſie jedem Unterthan gerecht würden und nicht auf ihren eignen Vortheil, ſondern auf die allgemeine Wohlfahrt ſähen. *) Oder wenn Plato in ei-

---

*) Daher trägt auch ein alter chriſtlicher Kirchenſchriftſteller kein Bedenken, ſich in einer an den Kaiſer ſelbſt gerichteten Schrift auf dieſen Ausſpruch des Plato zu berufen, indem er zeigen will, wie ungerecht die römiſchen Kaiſer handelten, wenn ſie die Chriſten wegen ihrer Abweichung von dem althergebrachten Glauben und Religionskultus verfolgten. Ein weiſer Regent werde dieß nie thun, weil er wohl wiſſe, daß das Althergebrachte auch falſch oder un-

nem ſeiner Geſpräche (dem Krito) die Idee des geſellſchaftlichen Vertrags durch den Mund des Sokrates ſo entwickeln läßt, daß dieſer daraus die Pflichten des Bürgers, beſonders die Pflicht des Gehorſams gegen die Geſetze, ableitet: ſo fiel es keinem Menſchen ein, daß er die Abſicht habe, den Staat umzuwälzen, weil er ihn nicht auf unbedingte Gewalt, ſondern auf freien Vertrag gegründet dachte. *)

Eben ſo wenig nahm man es aber auch jenem Philoſophen und ſeinem großen Schüler Ariſtoteles übel, wenn beide die Demokratie

---

recht ſein könne. S. Juſtin's des Blutzeugen erſte Apologie der Chriſten, an den Kaiſer Antoninus Pius gerichtet, gleich im Anfange.

*) Es erhellet zugleich hieraus, wie geſchichtlich falſch es ſei, wenn man die Idee des geſellſchaftlichen oder, genauer zu reden, bürgerlichen Vertrags für eine Erfindung der neuern liberalen Politiker, beſonders Rouſſeau's, ausgegeben hat. Sie haben dieſe allerdings liberale, aber doch ſehr alte, Idee nur mehr entwickelt.

als eine zum Unrechte führende Ausartung oder Krankheit der bürgerlichen Geſellſchaft betrachteten und derſelben eine geſetzliche Königsregierung vorzogen, ungeachtet der athenienſiſche Staat zu jener Zeit ganz demokratiſch organiſirt war und jede Alleinherrſchaft dort für Uſurpazion und Tyrannei galt. Man ließ die Schule ihre politiſchen Forſchungen mit voller Freiheit mündlich und ſchriftlich anſtellen, wenn nur die Männer der Schule im Leben ſich nach den Geſetzen des Staates richteten. Man war alſo in politiſcher Hinſicht weit duldſamer, als in religioſer. Denn daß der, nicht nur als Philoſoph, ſondern auch als Feldherr und Geſchichtſchreiber berühmte Xenophon aus Athen verwieſen wurde, hatte nicht etwa darin ſeinen Grund, daß er als Bürger einer Republik in ſeiner Kyropädie und ſeinem Hiero monarchiſche Grundſätze geäußert hatte — dieſe Schriften waren damal noch gar nicht geſchrieben — ſondern vielmehr darin, daß er ſchriftlich und thatlich eine für die Athenienſer beleidigende Hinneigung zu deren Nebenbuhlern,

den Spartanern, blicken ließ; weshalb ihn auch dieſe mit beſondrer Gaſtfreundlichkeit aufnahmen.

Von den Griechen wanderten nach und nach mit der griechiſchen Philoſophie, Literatur und Kunſt die liberalen Ideen auch zu den Römern, ob ſie gleich hier keinen recht gedeihlichen Boden zu finden ſchienen. Dieſes rüſtige, in ſtarrer Realität befangene, durch beſtändige Staats- und Kriegshändel beſchäftigte Volk kümmerte ſich anfangs gar nicht um Ideen, weder um wiſſenſchaftliche noch um künſtleriſche. Es mußte daher erſt durch die Griechen (von denen es früher ſchon einen Theil ſeiner Geſetzgebung entlehnt hatte und mit denen es nachher durch Ausdehnung ſeiner Eroberungen über Italien hinaus in immer genauere, für Griechenland ſelbſt verderbliche, Berührung kam) in die Geheimniſſe der Wiſſenſchaft und der Kunſt eingeweiht werden, und blieb auch in beiderlei Hinſicht ſtets hinter ſeinen Lehrmeiſtern zurück.

Zwar ſperrte man ſich in Rom eine Zeit lang gegen die Zulaſſung griechiſcher Lehrer, ſei

es aus Stolz der Unwiſſenheit oder aus Anhänglichkeit am Vaterländiſchen. Man ſieht dieß unter andern aus einem Senatsbeſchluſſe, der im J. 162 vor Chr. unter dem Konſulate des Cajus Fannius Strabo und des Marcus Valerius Meſſala abgefaßt wurde und verordnete, der Prätor Marcus Pomponius möge dafür ſorgen, daß gewiſſe Philoſophen und Rhetoren (worunter unſtreitig griechiſche Lehrer der Philoſophie und Beredtſamkeit zu verſtehen ſind, da Rom ſelbſt in dieſer Zeit noch keine einheimiſchen Lehrer der Art erzeugt hatte) aus der Stadt entfernt würden, weil man dergleichen Menſchen für ſtaatsgefährlich hielt. *)

*) Aulus Gellius hat dieſes Senatuskonſultum aufbewahrt in den attiſchen Nächten B. 15. K. 11., wo es wörtlich alſo lautet: M. Pomponius praetor senatum consuluit, quod verba facta sunt de philosophis et de rhetoribus. De ea re ita censuerunt, uti M. Pomponius praetor animadverteret coeraretque (curaretque), uti ei e republica fideque sua videretur, uti Romae ne essent.

Allein es erſchienen bald darauf in Rom ganz andre und berühmtere Lehrer der Philoſophie und Beredtſamkeit, die ſogar mit einer öffentlichen Autorität bekleidet waren. Die Athenienſer ſchickten nämlich um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. (im 2. oder 3. Jahre der 156. Olympiade) die drei berühmteſten Philoſophen jener Zeit, den Akademiker Karneades, den Peripatetiker Kritolaus und den Stoiker Diogenes (mit dem Beinamen Babylonius, um ihn von andern Männern dieſes Namens zu unterſcheiden) als Geſandte nach Rom, um mit dem daſigen Senate wegen einer nicht unbedeutenden Staatsangelegenheit zu unterhandeln. Denn in jener Zeit hielt man die Philoſophen noch nicht für untauglich zu diplomatiſchen und andern Geſchäften; vielmehr glaubte man einfältiger Weiſe, je gründlicher jemand denken gelernt habe, deſto beſſer eigne er ſich auch zum Handeln. *)

---

*) Die Veranlaſſung zu jener in ſo vielen Hinſichten

Jene Geſandten nun unterhandelten nicht bloß ihrem Auftrage gemäß mit dem römiſchen Senate, ſondern ſie traten auch im eignen Namen als Lehrer der Philoſophie und Beredtſamkeit auf. Dieſe Erſcheinung machte, nach dem

---

merkwürdigen Geſandtſchaft war kürzlich folgende: Auf der Gränze zwiſchen Attika und Böozien lag eine Stadt Oropus, über deren Beſitz die Athenienſer mit den Böoziern in Streit verwickelt waren, an welchem, wie gewöhnlich, auch andre griechiſche Völkerſchaften theilnahmen. Die Athenienſer waren aber in ihrer Gewaltthätigkeit ſo weit gegangen, daß ſie die Stadt Oropus ſelbſt plünderten und verheerten. Die Oropier beſchwerten ſich deshalb bei den Römern, die ſich damal ſchon in die griechiſchen Händel miſchten, und die Römer ernannten die Sikyonier zu Schiedsrichtern in dieſer Sache. Die Sikyonier aber verurtheilten die Athenienſer zu einer Geldbuße von 500 Talenten, und die Römer beſtätigten dieſes Urtheil. Da nun den Athenienſern dieſe Strafe zu hart ſchien, ſo ſchickten ſie ebendeswegen jene Geſandten nach Rom, um eine Verminderung der Geldbuße zu bewirken. Sie bewirkten auch in der That eine Herabſetzung der Summe auf 100 Talente.

Berichte Plutarch's in der Lebensbeſchreibung des Cato, einen gewaltigen Eindruck, beſonders auf die römiſche Jugend. Alle Jünglinge von Geburt und Erziehung ſtrömten hin zu den philoſophirenden Geſandten, hörten deren Vorträge mit der größten Bewundrung an, vergaßen ſogar ihre gewöhnlichen Vergnügungen und wurden gleichſam von einer Wuth zu philoſophiren befallen. Beſonders entzückten ſie die Vorträge des Karneades, der mit philoſophiſchem Scharfſinne die Gabe der Beredtſamkeit auf ausgezeichnete Weiſe verband.

Allein der alte Cato, der zu ſeiner Zeit die römiſche Zenſur mit großer Strenge handhabte, nahm ebendaran Anſtoß. Sei es, daß er, wie Einige berichten, perſönlich von Karneades beleidigt worden, oder, wie Andre meinen, daß ihn die ſkeptiſche Manier dieſes Philoſophen, über denſelben Gegenſtand in Gegenſätzen (für und wider) zu reden, befremdete, oder, was eben ſo möglich, daß er überhaupt das Philoſophiren für eine unnütze oder gar gefähr-

liche Sache hielt — genug, er ſtellte dem Senate vor, es ſei nicht wohlgethan, daß man dieſe philoſophirenden Geſandten ſo lange in der Stadt dulde, wo ſie den jungen Leuten durch allerhand Grübeleien die Köpfe verrückten und ſie vom Studium der römiſchen Geſetze ſowohl als von den Waffenübungen abzögen. Man möge doch die Geſandten ſobald als möglich abfertigen und nach Athen zurückſchicken. Dort könnten ſie griechiſche Knaben in der Philoſophie und Beredtſamkeit unterrichten; für Römer tauge ſo etwas nicht.

Dieſe Vorſtellung wirkte. Die philoſophirenden Geſandten erhielten bald darauf ihren Beſcheid und wurden auf eine wegen ihres öffentlichen Charakters zwar ehrenvolle, in Hinſicht auf das zum Grunde liegende Motiv aber dennoch ſchimpfliche Weiſe entlaſſen. Denn es ergab ſich daraus, daß man ſie wirklich als Leute betrachtete, welche dem Staate durch Verderbung der Jugend mittels neuer und freiſinniger Lehren gefährlich werden könnten.

Dieſelbe Anſicht ſpricht ſich auch noch in einem ſpätern Zenſorenbeſchluſſe aus. In dieſem erklären die Zenſoren Domitius Aenobarbus und Licinius Craſſus, es ſei ihnen hinterbracht worden, daß es Menſchen gebe, welche eine neue Art des Unterrichts einführten und ſich lateiniſche Rhetoren nennten; zu dieſen begebe ſich die römiſche Jugend und bringe ganze Tage daſelbſt zu, um ſich auf jene neue Art bilden zn laſſen. Die Vorfahren hätten aber ſchon weislich beſtimmt, was ihre Kinder lernen und in welche Schulen ſie gehen ſollten. Jene Neuerung tauge nichts, weil ſie den Sitten und Gewohnheiten der alten Römer widerſtreite. Sie hielten es daher für ihre Pflicht, ſowohl denen, die ſolche neue Schulen hielten, als denen, welche ſie beſuchten, ihr obrigkeitliches Misfallen zu erkennen zu geben. — Unter den lateiniſchen Rhetoren aber, gegen welche dieſe Erklärung gerichtet iſt, waren gewiß auch griechiſche Lehrer der Philoſophie und Beredtſamkeit verborgen, da es ausdrücklich heißt, ſie hätten ſich dieſen Na-

men nur beigelegt (eos sibi nomen imposuisse latinos rhetoras), wahrſcheinlich um unter dieſem für römiſche Ohren gefälligern Namen weniger Anſtoß zu erregen. *)

---

*) Auch dieſes Zenſorenedikt de coercendis rhetoribus latinis hat Gellius in der oben (Seite 31.) angezeigten Stelle aufbewahrt, und wir wollen es hier ſeiner Merkwürdigkeit wegen ebenfalls wörtlich mittheilen. Es heißt nämlich: Renunciatum est nobis, esse homines, qui novum genus disciplinae instituerunt, ad quos juventus in ludum conveniat; eos sibi nomen imposuisse latinos rhetoras; ibi homines adolescentulos dies totos desidere. Majores nostri, quae liberos suos discere et quos in ludos itare vellent, instituerunt. Haec nova, quae praeter consuetudinem ac morem majorum fiunt, neque placent neque recta videntur. Quapropter et his, qui eos ludos habent, et his, qui eo venire consuerunt, visum est faciundum ut ostenderemus nostram sententiam: Nobis non placere. Dieſes Zenſorenedikt iſt gegen 70 Jahre jünger als obiges Senatuskonſult. In beiden offenbart ſich der Kampf des Beſtehenden mit dem Werdenden, der alten und der neuen Bildungsweiſe. Aber

Indeſſen ward durch dieſes obrigkeitliche Verfahren keineswegs die Philoſophie und der überall im Gefolge dieſer, ihrem innerſten Weſen nach freiſinnigen, Wiſſenſchaft erſcheinende Liberalismus aus der Römerwelt verdrängt. Es war nun einmal in die Gemüther der jungen Römer ein höherer Funke gefallen, der immer fortglimmte und immer weiter um ſich griff. Auch wurde die politiſche Verbindung der Römer mit den Griechen immer inniger; und ſo geſchah' es, daß nicht nur griechiſche Lehrer häufiger nach Rom kamen, ſondern daß es auch ſogar Ton oder Mode wurde, die vornehmere römiſche Jugend durch Griechen bilden zu laſſen und ſelbſt nach Griechenland zu ſchicken, um dort gleichſam an der Quelle den liberalen Geiſt der griechiſchen

---

der ſpätere Beſchluß iſt ſchon weit milder als der frühere. Dort hieß es ſchlechtweg von den neuen Lehrern ohne Anführung von Gründen: uti Romae ne essent. Hier heißt es mit ziemlich breiter Angabe von Gründen bloß: nobis non placere.

Philoſophie in ſich zu ſaugen. Der Genius der Zeit wirkte auch hier mächtiger, als obrigkeitliche Verordnungen; und am Ende ſuchten ſelbſt die römiſchen Juriſten ihrer Wiſſenſchaft — der zäheſten und ſprödeſten unter allen — durch griechiſche Philoſophie ein liberaleres Gewand zu geben. Ja es trat ſogar ein römiſcher Konſul, der durch ſeine Beredtſamkeit vielen ſeiner Mitbürger Leben und Eigenthum geſchützt und durch ſeine Entſchloſſenheit den Staat ſelbſt aus einer der drohendſten Gefahren errettet, deshalb auch den ehrenvollen, ſpäterhin von der Schmeichelei ſo oft gemisbrauchten, Namen Vater des Vaterlandes erhalten hatte — Cicero trat als Lehrer der griechiſchen Philoſophie in lateiniſcher Sprache auf und verbreitete dadurch die liberalen Anſichten derſelben dermaßen unter dem Volke, daß die römiſchen Augurn einander nicht mehr ohne Lachen anſehen konnten. Denn die Götterwelt war ihnen eben ſo, wie den gebildeten Griechen, zur Fabel geworden, mit der nur noch die Einbildungskraft der Dichter und andrer Künſtler

ſpielte, weil der alte darauf bezügliche Kultus noch von Staats wegen beſtand. Aber dieſes Beſtehende hatte ſeine innere Kraft über die Gemüther größtentheils verloren und mußte daher nach und nach dem Beſſern weichen, das von Paläſtina aus verkündigt wurde, nämlich dem Chriſtenthume, mit deſſen näherer Betrachtung wir uns ſofort beſchäftigen wollen. *)

---

*) Wir machen bei dieſer Gelegenheit im voraus auf eine Schrift aufmerkſam, welche von einem unſrer ausgezeichnetſten Gottesgelehrten unter dem Titel: Der Fall des Heidenthums, erſcheinen und in welcher man vieles von dem, was hier nach unſrem Zwecke nur flüchtig angedeutet werden konnte, ausführlicher dargeſtellt finden wird.

Zweiter Abſchnitt.

Geſchichtliche Darſtellung des Liberalismus in der neuern oder chriſtlichen Welt.

Wenn vom Chriſtenthume die Rede iſt, ſo muß man nothwendig einen Vorblick auf das Judenthum werfen, aus dem es hervorging. Denn das Chriſtenthum iſt eigentlich nichts andres, als ein mit liberalen Ideen befruchtetes und ebendadurch veredeltes Judenthum. Schon das Wort Chriſtus führt darauf, welches urſprünglich daſſelbe, obwohl in einem höhern Sinne, bezeichnet, was die Juden mit dem Worte Meſſias bezeichneten. Während dieſe unter dem Meſſias einen Retter oder Befreier ihres Volks von leiblichen Uebeln verſtanden, ſtellte ſich der Chriſtus als einen Retter oder Befreier des gan-

zen Menſchengeſchlechts von geiſtigen Uebeln, als einen Weltheiland dar.

Das Judenthum war nämlich ſeinem Urſprunge nach ein religioſer Separatismus oder Partikularismus. Der Gott, den die alten Hebräer unter dem Namen Jehovah verehrten, war anfangs nur der Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's, alſo ein bloßer Familiengott, der aber, als die Familie ſich zum Volke erweiterte, natürlich auch der Nazionalgott ebendieſes Volkes wurde. Der Gedanke an dieſen Gott und die Anbetung deſſelben ſchloß an ſich nicht den Begriff und die Verehrung andrer Götter aus. Die Juden behielten auch bis zum babyloniſchen Exil einen gewiſſen Hang zu dieſer Verehrung, indem viele meinten, es könne doch nicht ſchaden, wenn man auch die Gunſt andrer Götter zu gewinnen ſuche.

Da indeſſen das moſaiſche Geſetz den Jehovah für den unſichtbaren König des Volkes Iſrael erklärt und ſo dieſes Volk in einem theokratiſchen Staate vereinigt hatte, ſo war es na-

türlich, daß dieſer Gott-König, eiferſüchtig auf ſeine Suveränität, wie die Könige andrer Völker, keinen anderweiten Gottesdienſt in ſeinem Staate dulden wollte. Wie er aber ausſchließlich von ſeinem Volke verehrt ſein wollte, ſo liebte er auch ausſchließlich dieſes von Alters her zu ſeinem Eigenthum erkorne Volk, und verſprach, es mit allen möglichen Gütern zu beglücken, wenn es ſeinem Dienſte treu bliebe. Er ſchloß alſo eine Art von Bund oder, nach heutiger Art zu reden, einen geſellſchaftlichen Vertrag mit ihm. Uebrigens unterſchied ſich der Jehovahkultus durch nichts von dem Kultus andrer Götter, als durch den Mangel eines ſinnlichen zur Verehrung ausgeſtellten Abbildes. Er hatte ſeinen Tempel, ſeine Opfer, worunter auch blutige zur Verſöhnung des erzürnten Gottes, und eine Menge von Gebräuchen und Feſtlichkeiten; er war überhaupt ein ganz ſinnlicher oder äußerlicher Zerimoniendienſt.

Zwar ſtanden unter den Juden von Zeit zu Zeit Volksredner oder ſogenannte Propheten auf,

welche freiere und erhabnere Anſichten von Gottes Weſen und Verehrung zu verbreiten ſuchten. Sie erklärten z. B., Gott der Schöpfer des Himmels und der Erde ſei auch andrer Völker Gott, gnädig und wohlthätig gegen alle Menſchen; er wohne nicht in Tempeln mit Händen gemacht und habe keinen Gefallen am Blute der Kälber und Ochſen; Gehorſam gegen Gott, treue Erfüllung aller Menſchenpflichten ſei beſſer denn Opfer, überhaupt ein reines Herz das beſte Opfer, das man Gott darbringen könne. Auch miſchten ſie ſich in politiſche Angelegenheiten und erinnerten — nachdem im jüdiſchen Staate ſtatt der bloß göttlichen Königsherrſchaft eine menſchliche trotz der ſtarken Warnung des Propheten Samuel (1. Sam. Kap. 8.) eingeführt worden — die Fürſten, welche nun als Stellvertreter des unſichtbaren Gottes-Königs über die Juden oft mit großer Strenge herrſchten, an ihre Pflichten und an die Rechte des Volks. Aber es ging auch vielen dieſer Männer, wie andern Verkündigern liberaler Ideen. Sie wurden von denen,

die durch ſolche Lehren ihre Macht oder ihren Vortheil auf irgend eine Weiſe gefährdet glaubten, gehaßt, verfolgt, und zum Theil ſogar getödtet. Das Judenthum behielt daher ſeinem urſprünglichen Weſen nach immerfort ein illiberales Anſehn, und ſetzte ebendadurch die Juden mit den übrigen Völkern der alten Welt in ein feindlich abſtoßendes Verhältniß.

Indeſſen war durch den Liberalismus jener Propheten ſchon ein Keim des Beſſern gegeben, und es bedurfte nur einer kräftigern Erregung, um dieſen Keim zur vollen Entwickelung zu bringen. Jeſus trat auf und vollendete, was jene begonnen hatten — eine Erſcheinung, die, auch nur rein menſchlich betrachtet (weil die Geſchichte ſie nicht anders betrachten kann, indem ſie der Dogmatik die höhere Ableitung derſelben überlaſſen muß) zu den außerordentlichſten der Weltgeſchichte gehört, da die ganze Geſtalt der Menſchenwelt dadurch verändert worden. Ein Mann, recht eigentlich im Staube geboren, wenn auch unter höchſt bedeutungsvollen Anzeichen, nicht

habend, wo er ſein Haupt hinlege, obwohl mächtig von Worten und Thaten, entblößt von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und feiner Kunſtbildung, aber dafür mit dem geſundeſten Verſtande und dem reinſten Herzen ausgeſtattet, bewirkt jene große Verändrung. Indem er in die Fußtapfen jener Propheten tritt, erklärt er, daß er nicht gekommen, das moſaiſche Geſetz und die dadurch begründete Religionsform aufzulöſen, ſondern zu erfüllen oder zu vervollkommnen, und wird dennoch Stifter eines neuen Bundes zwiſchen Gott und Menſchen und ſomit einer neuen Religionsform, die im höchſten Sinne des Worts liberal genannt werden muß.

Nach dieſer Religionsform erſcheint Gott nicht mehr als ein ſtreng gebietender und beſtrafender Herrſcher, ſondern als ein liebender und erbarmender Vater, und ſein Kultus nicht mehr als ein zerimonialer Hofdienſt, ſondern als eine bloße Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit. Das Gebot der Liebe gegen Gott und Menſchen wird über alle andern geſtellt, damit die Men-

ſchen, wie ſie vor Gott als vernünftige und freie Weſen alle gleich ſind und von Gott alle zu derſelben Seligkeit geführt werden ſollen, ſich auch unter einander als Brüder, als Weſen von gleicher Natur und Beſtimmung, achten und lieben. Daher treten im Chriſtenthume die Ideen der Freiheit und der Gleichheit — dieſe beiden großen Ideen, die in unſrer Zeit die Welt in ſo lebhafte Zuckungen verſetzt haben — mit einer Klarheit und Beſtimmtheit hervor, daß ſie gar nicht zu verkennen ſind. Zwar haben ſie in demſelben vorerſt nur eine religioſe, keine politiſche Beziehung, weil das Chriſtenthum zunächſt ein religioſes Inſtitut iſt. Allein ſobald eine Idee nur einmal erſt in der einen Beziehung angeregt iſt, ſo findet ſich die andre leicht hinzu. Wenn Gottes Reich nach chriſtlicher Anſicht alle Menſchen als freie und gleiche Weſen umfaſſen ſoll, ſo liegt der Gedanke ſehr nahe, daß auch die menſchlichen Reiche oder die Staaten alle ihre Bürger als freie und gleiche Weſen zu beachten und zu behandeln haben.

Sollte jedoch die Behauptung, daß die Ideen der Freiheit und der Gleichheit, wenn auch nur noch in religioſer Beziehung, ſchon im urſprünglichen Chriſtenthume klar und beſtimmt hervortreten, jemanden auffällig ſein, ſo dürfen wir uns desfalls auf eine der höchſten Autoritäten in der Chriſtenheit ſelbſt berufen, nämlich auf Seine Heiligkeit, den jetzt regierenden Papſt, Pius VII. Denn als derſelbe noch als Kardinal Chiaramonti Biſchof von Imola war, hielt er daſelbſt am Weihnachtsfeſte des Jahrs 1797 eine Predigt, die auch ſpäterhin gedruckt wurde.*) In dieſer höchſt merkwürdigen Pre-

---

*) Das italieniſche Original iſt uns nicht bekannt. Die franzöſiſche Ueberſetzung aber führt den Titel: Homélie du citoyen cardinal *Chiaramonti*, évêque d'Imola, actuellement souverain pontife, *Pie* VII, adressée au peuple de son diocèse dans la république cisalpine, le jour de la naissance de Jesus Christ l'an 1797. A Paris, 1814. 8. Der Echtheit dieſer Predigt iſt nie von irgend einer Seite widerſprochen worden. — Ganz

digt beweiſt der Redner auf das klarſte und bündigſte, daß die zu jener Zeit in Frankreich ſo laut verkündigte Lehre von der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit nichts Neues, ſondern ſchon in der Lehre des Evangeliums enthalten und mit derſelben völlig übereinſtimmend ſei.

Wenn aber vielleicht jemand ſagen ſollte, Seine Heiligkeit möchte ſich wohl als Biſchof einer Gemeine, die zur damaligen ziſalpiniſchen Republik gehörte, wo von Freiheit und Gleichheit eben ſo wie in der damaligen franzöſiſchen Republik viel geſprochen wurde, nach der Weiſe eines klugen Redners den Umſtänden bequemt haben und jetzt vom heiligen Stuhle herab ſich etwas anders erklären: ſo kann dieſe nicht von aller Wahrſcheinlichkeit entblößte Vermuthung der Sache ſelbſt keinen Abbruch thun. Denn es

---

neuerlich hat der Biſchof von Catanzaro, Clary, ein Werk unter dem Titel: Il liberalismo christiano, nebſt vier ſakropolitiſchen Predigten herausgegeben. Der Inhalt iſt uns aber nicht bekannt.

finden ſich in der chriſtlichen Kirche noch weit ältere Autoritäten derſelben Art, aus einer Zeit, wo weder an die franzöſiſche noch an die zisalpiniſche Republik gedacht wurde.

Paulus, unſtreitig der geiſtreichſte, unterrichtetſte und ebendarum freiſinnigſte unter den erſten Verkündigern des Evangeliums, derjenige Apoſtel, ohne deſſen weitgreifende und unermüdliche Thätigkeit der Chriſtianismus vielleicht nur eine jüdiſche Sekte, wie der Phariſäismus, Sadduzäismus und Eſſäismus, geblieben wäre, Paulus ſagt ausdrücklich im Brief an die Galater (Kap. 3, 26—28.), daß nach chriſtlicher Anſicht kein Unterſchied zwiſchen Juden und Heiden, Knechten und Herren, Männern und Weibern ſtattfinde, ſondern Alle Söhne Gottes ſeien. Und ſelbſt Petrus, der angebliche Vorfahr des heiligen Vaters, was will er mit dem Geſichte, das er (Apoſtelgeſch. 11, 1 ff.) erzählt, um ſich darüber zu rechtfertigen, daß er das Evangelium auch den Heiden verkündigt habe, indem ihm dadurch geoffenbart worden, daß der jüdiſche Un-

terſchied zwiſchen reinen und unreinen Thieren fortan aufgehoben ſeyn ſollte — was will er mit dieſer Erzählung anders ausſprechen, als die liberale Idee, daß das Chriſtenthum unter den Menſchen gar keinen weſentlichen Unterſchied anerkenne, und daß ebendarum der Eine ſo gut wie der Andre aller Seegnungen des Chriſtenthums würdig und empfänglich ſei?

Deshalb ſagt auch ein alter Kirchenſchriftſteller, der die Sache des Chriſtenthums gegen die Heiden nicht ungeſchickt vertheidigte: „Wir „alle werden auf gleiche Weiſe oder mit denſel„ben natürlichen Anlagen und Anſprüchen gebo„ren; nur die Tugend unterſcheidet uns.“ *) Und noch ausführlicher läßt ſich ein Andrer darüber aus, den man ſeiner Beredtſamkeit wegen den chriſtlichen Cicero genannt hat, indem er ſagt: „Man darf uns Chriſten nicht vorwer-

*) *Minucius Felix* in Octavio cap. 37: Omnes pari sorte nascimur; sola virtute distinguimur.

„ſen, daß bei uns Arme und Reiche, Knechte „und Herren ſind; denn dieß macht bei uns kei„nen Unterſchied. Wir nennen uns doch Brü„der, weil wir uns alle für gleich halten.“ *)

Vermöge dieſer liberalen Anſichten ſprachen auch die erſten Chriſten mit der größten Freimüthigkeit zu den römiſchen Kaiſern und andern obrigkeitlichen Behörden. So ſagt ein ſchon oben (Seite 27.) angeführter Kirchenſchriftſteller zum Kaiſer und zum Senate: „Nicht ſchreiben wir „an Euch, um Euch zu ſchmeicheln und um „Gnade zu erflehen, ſondern um zu fodern, daß

---

*) *Lactantius* in institutt. lib. V. cap. 15: Dicet aliquis: Nonne sunt apud vos alii pauperes, alii divites, alii servi, alii domini? nonne aliquid inter singulos interest? Nihil; nec alia causa est, cur nobis invicem fratrum nomen impertiamus, nisi quia pares esse nos credimus. Und nachdem er dieſen Gedanken weiter entwickelt hat, ſetzt er noch hinzu: Apud Deum tamen virtute discernimur, et tanto quisque sublimior est, quando justior. Ferner: Justitia est, parem se etiam minoribus facere.

„Ihr unſre Sache genau und vernünftig unter-
„ſucht, und nicht nach vorgefaßter Meinung oder
„nach bloßem Gerüchte, nicht aus Gefälligkeit
„gegen abergläubige Menſchen oder aus unver-
„nünftigem Haſſe urtheilt. Denn es kann uns
„nichts Uebles begegnen, wenn wir nicht des
„Böſen überführt werden. Ihr könnt uns wohl
„tödten, aber nicht ſchaden." *) — Ebenſo ge-
horchten zwar die erſten Chriſten den heidniſchen
Kaiſern in allen weltlichen Dingen und gerechten
Foderungen, weil ihnen von Jeſus geſagt war:
„Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und
„Gotte, was Gottes iſt!" — und von Pau-

---

*) *Justini Martyris* apologia I. §. 2.: *Ου κολακευσοντες ὑμας δια τωνδε των γραμματων, ȣδε προς χαριν ὁμιλησοντες, αλλ᾽ απαιτησοντες κατα τον ακριβη και εξεταςικον λογον την κρισην ποιησασθαι, προσεληλυθαμεν, μη προληψει μηδ᾽ ανθρωπαρεσκειᾳ τῃ δεισιδαιμονων κατεχομενες, η αλογῳ ὁρμῃ, και χρονιᾳ προκατεσχηκυιᾳ φημῃ κακῃ, την καθ᾽ ἑαυτων ψηφον φεροντας. Ἡμεις μεν γαρ προς ȣδενος πεισεσθαι τι κακον δυνασθαι λελογισμεθα, αν μη κακιας εργαται ελεγχωμεθα η πονηροι διεγνωσμεθα· ὑμεις δε, αποκτειναι μεν δυνασθε, βλαψαι δ᾽ ȣ.*

lus: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Ge=„walt über euch hat! denn die Obrigkeit iſt von „Gott geordnet" — aber ſie wollten auch, ein=gedenk des anderweiten Gebots, Gott mehr als Menſchen zu gehorchen, den Kaiſern durchaus nicht opfern und andre Ehrenbezeigungen, wie ſie die Heiden ihren vergötterten Fürſten darbrach=ten, erweiſen. Daher ſagte der Biſchof von Antiochien, Theophilus: „Den König will „ich wohl ehren und für ihn beten, aber nicht „ihn anbeten. Denn ich weiß, daß er kein Gott, „ſondern ein Menſch iſt, den Gott über Andre „geſetzt hat, nicht um angebetet zu werden, ſon=„dern um gerecht zu richten." *)

Daß nun die liberalen Ideen, welche das Chriſtenthum, ſowohl unmittelbar in Bezug auf

---

*) *Theophili Antiocheni* ad Autolycum lib. I. §. 11: Τιμησω τον βασιλεα (ſo nannte man griechiſch auch die Kaiſer), ου προσκυνων αυτῳ, αλλα ευχομενος ὑπερ αυτου· . . . θεος γαρ ουκ εστιν, αλλα ανθρωπος ὑπο θεου τεταγμενος, ουκ εις το προσκυνεισθαι, αλλα εις το δικαιως κρινειν.

religioſe, als mittelbar in Bezug auf politiſche Gegenſtände, in ſeinem Schooße hegte und unter Juden und Heiden verbreitete, weder den damaligen Prieſtern noch den damaligen Machthabern gefielen, war ſehr natürlich. Das Beſtehende, woran ſich ihr Intereſſe einmal geknüpft hatte, war dadurch zu ſtark bedroht. Darum ward der Stifter des Chriſtenthums ſelbſt auf das Schmählichſte hingerichtet als ein Menſch, welcher volksverführeriſche Umtriebe mache und nichts Geringeres im Sinne habe, als ſich gegen den römiſchen Kaiſer zu empören und ſich zum Könige der Juden aufzuwerfen. Vergebens verſicherte Jeſus, ſein Reich ſei nicht von dieſer Welt; es ſei ihm nur um Verbreitung der Wahrheit zu thun. „Was iſt Wahrheit?" fragte ihn höhniſch der römiſche Landpfleger Pilatus, der gleich vielen Staatsmännern Forſchungen nach Wahrheit für ſchulfüchſiſch oder gar für gefährlich halten mochte. Als er aber gleichwohl keine wirkliche Schuld an dem hart Beklagten fand und ihn daher nach einer in ſeinen Augen mäßi-

gen und billigen Züchtigung für unkluges Benehmen losgeben wollte, ſo ſagten die Ankläger drohend: „Läſſeſt du dieſen los, ſo biſt du nicht „des Kaiſers Freund" — eine für einen ſolchen Mann ſo furchtbare Drohung, daß er, um ja nicht in Ungnade zu fallen, lieber einen Unſchuldigen hinrichten ließ.

Gleiches Schickſal hatten auch die meiſten Apoſtel und viele Tauſende von Chriſten in den erſten Jahrhunderten, weil man die wunderliche Meinung hegte, liberale Anſichten und Geſinnungen ließen ſich am beſten durch Kerker und Blutgerüſte vertilgen. Es geſchah' aber auch hier, was immer geſchehen iſt und ewig geſchehen wird. Je mehr man das Chriſtenthum verfolgte, deſto mehr Anhänger fand es und deſto mehr verbreitete es ſich in der ganzen gebildeten Welt jener Zeit, weil ſie ſich einmal nach etwas Beſſerem ſehnte; und wo es nicht frei und öffentlich hervortreten durfte, da zog es ſich ins Verborgne zurück und wirkte hier mit verdoppelter Kraft. Da warf man nun den Chriſten

wieder vor, daß ſie geheime, durch die Geſetze verbotene, Zuſammenkünfte hielten und gegen den Staat ſich verſchwüren, ungeachtet eben die Gewalt jenes Geheimthun veranlaßt hatte. *)

Das Chriſtenthum errang endlich troz allen Bedrückungen und Verfolgungen ſeiner Anhänger den vollſtändigſten Sieg über Heidenthum und Judenthum; es wurde ſelbſt zur Staatsreligion erhoben. Allein es ſchien, als ſei damit auch der liberale Geiſt von ihm gewichen. Aus dem Bedrückten und Verfolgten ward ein Bedrücker und Verfolger. Ja, was noch ſeltſamer, die

*) Origenes in ſeiner Schrift gegen den Celſus, einen heftigen Widerſacher des Chriſtenthums, vertheidigt (B. 1. S. 4 ff. nach der Ausgabe von Spencer: Cambridge, 1677. 4.) die Chriſten ſehr gut gegen dieſen Vorwurf, und ſagt unter andern Da man es nicht für Unrecht halte, ſich gegen Tyrannen zu verſchwören, ſo würd' es auch den Chriſten nicht zu verdenken ſein, wenn ſie ſich gegen ihre ungerechten Bedrücker verſchwüren; ihre Zuſammenkünfte hätten jedoch einen ganz andern Zweck u. ſ. w.

Chriſten bedrückten und verfolgten nun einander ſelbſt, weil nicht Alle derſelben Meinung in Religionsſachen waren. Da kämpfte Meinung mit Meinung, aber nicht durch Gründe, ſondern durch Gewaltſtreiche, weil man es bequemer fand, den Gegner zu erlegen, als zu widerlegen.

Es erhob ſich aber mitten in dieſem Meinungskampfe, zum Theil auch durch denſelben, weil man oft dabei an den Biſchofsſtuhl in Rom appellirte, eine Prieſterherrſchaft, dergleichen die Welt noch nicht geſehen hatte, weder in dieſem Umfange, noch in dieſer Gräßlichkeit. Die Biſchöfe in Rom (welche Stadt noch immer als die Hauptſtadt des Römerreiches galt, obwohl Konſtantinopel als Sitz des oſtrömiſchen, nachher griechiſchen Kaiſerthums, mit ihr wetteiferte) gaben nämlich vor, ſie ſeien die leibhaftigen Stellvertreter Chriſti und Nachfolger Petri, untrüglich in ihren Ausſprüchen über Religions- und Kirchenſachen, haltend in ihren Händen die Schlüſſel zum Himmel und zur Hölle. Sie ſetzten ſogar eine dreifache Krone auf ihr Haupt, an-

deutend, daß ſie nicht bloß über Himmel und Hölle, ſondern auch um ſo viel mehr über die Erde oder alle weltlichen Reiche zu gebieten hätten, daß ſie daher Kaiſer und Könige abſetzen, deren Unterthanen vom Eid der Treue entbinden und deren Länder verſchenken könnten, an wen ſie wollten. Sie legten ſich ſelbſt zugleich ein gutes Stück von Italien als ein beſondres Reich unter dem Titel eines Erbtheils Petri zu, ungeachtet dieſer Apoſtel weder dort noch ſonſt wo auch nur ein Landgut beſeſſen hatte. Sie ſchufen überdieß eine neue Art von ſtehenden Truppen in allen ihrer geiſtlichen Herrſchaft unterworfenen Ländern, indem ſie Mönchsorden ſtifteten und überall Klöſter für dieſe Orden anlegen ließen, auch den Prieſtern die den Laien als ein Sakrament empfohlne Ehe als etwas Unheiliges verboten, damit dieſelben, von allen bürgerlichen Banden befreit, einzig und allein dem Dienſte des Oberhirten ſich weihen möchten. Den Laien aber entzogen ſie nicht nur, des Herrn Abendmal verſtümmelnd, den Kelch, ſondern auch ſo-

gar die Bibel, und verwieſen ſie ſtatt dieſer echten Quelle der Wahrheit an den trüben Sumpf der Ueberlieferung, damit ſie alles glauben und thun möchten, was ihnen zu glauben und zu thun befohlen würde. So erfanden ſie endlich auch oder genehmigten eine Menge neuer, beſonders einträglicher, Dogmen und Gebräuche, an welche weder Jeſus noch die Apoſtel noch die Kirche überhaupt in den erſten Jahrhunderten gedacht hatten, wie die Lehren von der Transſubſtanziazion, vom Fegefeuer und vom Ablaſſe, den Bilderdienſt, die Wallfahrten, das Meßopfer und die Seelenmeſſen, nebſt vielem Gepränge, wodurch der chriſtliche Kultus, der eigentlich nur Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit ſein ſollte, in einen wirklich heidniſchen Gottesdienſt verwandelt wurde. Wer aber nicht glauben und thun wollte, wie dieſe gewaltigen Prieſterfürſten vorſchrieben, der ward von ihnen in den Bann gethan und wohl gar an Leib und Leben gefährdet, während viele von ihnen ſelbſt in Pracht und Ueppigkeit ein höchſt ärgerliches Leben führten

und wohl gar einander ſelbſt bekriegten, wenn etwa zwei oder drei ſolcher Prieſterfürſten auf einmal erſtanden und ſich um das Kirchenregiment ſtritten.

Wahrlich eine härtere Tyrannei und einen ſchändlichern Misbrauch des Heiligen hatte die Welt noch nicht erlebt. Der urſprüngliche ſo liberale Geiſt des Chriſtenthums war ganz verſchwunden; er zeigte ſich etwa nur noch in milden Stiftungen, die jedoch von der Hierarchie meiſt auch nur zum eignen Vortheile benutzt und daher der frommen Einfalt unter unzähligen Titeln abgedrungen wurden, um Güter auf Güter zu häufen.

Im weltlichen Regimente und im bürgerlichen Leben ſah' es eben nicht tröſtlicher aus. Denn ein übermüthiger und unwiſſender, in beſtändige Fehden verwickelter Lehnsadel bot den Fürſten Trotz und beraubte die Unterthanen, die mehr Sklaven als Bürger waren, im Frieden wie im Kriege. Nur ſpät erſt bildete ſich in den Städten ein Mittelſtand und ein freieres Bürgerthum

aus. Wiſſenſchaft und Kunſt aber konnten in dieſem Zuſtande der Dinge dem Geiſte keinen Erſatz bieten. Denn jene war faſt ganz zur dürren und ſpitzfindigen Scholaſtik herabgeſunken, und dieſe gefiel ſich meiſt in Frazzen und Schnörkeln. *)

---

*) Man ſage nicht, daß dieſes Gemälde des ſogenannten Mittelalters zu düſter gehalten ſei. Das Mittelalter hat wohl im Einzeln auch manches Große und Herrliche geleiſtet; und wenn von einer Geſchichte des Mittelalters überhaupt die Rede, ſo ſoll dieß nicht geleugnet, ſondern dankbar anerkannt werden. Aber hier ſprechen wir vom Liberalismus; und von dieſem war doch wohl im Mittelalter wenig oder nichts anzutreffen. Denn auf das romantiſch ausgemalte Ritterweſen mit ſeiner Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht wird man ſich wohl hier nicht berufen wollen; die Inquiſizion, nach Llorente's kritiſcher Geſchichte derſelben, das illiberalſte Inſtitut des Mittelalters, eine wirkliche Ausgeburt der Hölle, deren Schreckniſſe man gleichſam antizipirte, um jede liberale Idee im Keime zu erſticken, möchte ſchwerlich zu irgend einer andern Zeit ſolche Aufnahme gefunden haben. Darum, wegen dieſes Mangels an Liberalismus, werfen eben

Glücklicher Weiſe beſchäftigten ſich jedoch die Mönche in den Klöſtern, wenn nicht aus Liebe zur Wiſſenſchaft, wenigſtens aus langer Weile und zur Pönitenz, mit dem Abſchreiben alter Bücher, und erhielten dadurch manches klaſſiſche Werk des Alterthums. Als nun nach der Zerſtörung des griechiſchen Kaiſerthums durch die Türken griechiſche Gelehrte nach Italien flüchteten, noch mehr ſolcher Werke mit herüberbringend und deren Verſtändniß, ſo gut ſie es ſelbſt vermochten, eröffnend — als man die Kunſt erfunden, durch eine Menge beweglicher Buchſtaben Schriften ins Unendliche zu vervielfältigen und im weiteſten Umfange zu verbreiten — als man endlich auch mittels des Kompaſſes den Weg nach Amerika und nach Oſtindien gefunden und der Blick der Europäer ſich durch Entdeckung

---

Manche ſo ſehnſüchtige Blicke dorthin und wünſchen die Herſtellung jener alten, wie ſie ſagen, guten Zeit — ein Wunſch, deſſen Erfüllung freilich unter die reinen Unmöglichkeiten gehört.

neuer Länder und Völker erweitert hatte: da erwachte die chriſtliche Menſchheit wie aus einem langen Schlummer, und der liberale Geiſt des klaſſiſchen Alterthums rief den liberalen Geiſt des urſprünglichen Chriſtenthums wieder ins Leben zurück. Man foderte allgemein eine Verbeſſerung der Kirche in Haupt und Gliedern, weil man fühlte, daß das Beſtehende die religioſen Bedürfniſſe des menſchlichen Herzens nicht mehr befriedigte.

In dieſer Stimmung der Gemüther trat ein frommer, aber im Vertrauen auf Gott und ſeine gerechte Sache zugleich kühner Mönch, Martin Luther, auf und vollendete, was Wiklef, Huß u. A. ſchon, wiewohl minder glücklich, begonnen hatten. Er berührte mit ſeiner Feder von Wittenberg aus die dreifache Krone in Rom, daß ſie dem Haupte des Papſtes ſchier zu entfallen ſchien. Er predigte gegen den Ablaß und andre den Chriſten unerträglich gewordene Misbräuche der Kirchengewalt. Er überſetzte die Bibel und machte ſo dem Volke die Quelle der

Wahrheit wieder zugänglich. Da fiel es den Leuten wie Schuppen von den Augen; man ſtaunte über den groben Betrug und das ſchreiende Unrecht; und ein gut Theil der Chriſtenheit ſagte ſich los von der Herrſchaft des Papſtes.

So ward die Kirche hier mehr dort weniger reformirt, und ſo erzeugte ſich durch dieſe Reformazion ein religioſer Liberalismus, den man ſpäterhin Proteſtantismus, als Gegenſatz des Katholizismus, genannt hat. Denn das Weſen des Proteſtantismus beſteht nicht ſowohl in Lehren und Gebräuchen, wie gar Viele meinen, ſondern vielmehr in dem Grundſatze: Die chriſtliche Kirche iſt keine Zwangsgeſellſchaft unter einem ſichtbaren Oberhaupte, ſondern eine freie Gemeinſchaft der Gläubigen, die nur Gott als ihr unſichtbares Oberhaupt anerkennt. Freiheit der Schrifterklärung und Freiheit der Prüfung — nach dem eignen Gebote der Schrift: „Prüfet alles und behaltet das Gute!" — iſt demnach die Loſung des Proteſtantismus; und

mit dieſer Freiheit iſt nothwendig verbunden die Idee, daß alle Kirchenglieder als ſolche einander gleich ſind, mögen ſie übrigens ein Lehramt in der Kirche verwalten oder nicht, Prieſter oder Laien genannt werden. Ja der Proteſtantismus hat nicht einmal ein eigentliches Prieſterthum. Denn er kann keinen Menſchen als ausſchließlichen oder privilegirten Spender göttlicher Gnaden anerkennen, kann ihn nicht als eine Mittelsperſon betrachten, deren man ſich bedienen müßte, um ſich Gott mit Vertrauen nahen zu dürfen. Der Proteſtantismus hat alſo nur Religionslehrer und Kultusverwalter, die wohl an Kenntniß und Tugend Andern vorleuchten mögen, aber kein Recht haben vorzuſchreiben, was man glauben oder nicht glauben ſoll — aus dem ſehr einfachen Grunde, weil überhaupt kein Menſch in der Welt ein ſo widerſinniges Recht hat und haben kann.

Wie nun die Auflöſung eines alten geſellſchaftlichen Bandes immer ſchmerzlich und mit gewiſſen Nachtheilen verbunden iſt, ſo war es

auch hier der Fall. Es geſchahe durch die Reformazion ein großer Riß in der abendländiſchen Chriſtenheit — denn die morgenländiſche beſtand ſchon längſt für ſich — und dieſer Riß hatte allerdings manche traurige Folge. Aber ſaget ſelbſt, ihr, die ihr nicht aufhört, darüber zu jammern: Wer war eigentlich Schuld daran? Die, welche eine Verbeſſerung der Kirche foderten? Oder die, welche ſie hartnäckig verweigerten? Es iſt ja notoriſch, daß jene Foderung lange vor der Reformazion des ſechzehnten Jahrhunderts gemacht, aber nimmer befriedigt wurde; notoriſch, daß die Urheber dieſer Reformazion ſich nicht von der alten Kirche trennen wollten; notoriſch, daß ſie ſich erſt dann trennten, als man auch das Kleinſte und Billigſte verweigerte, unbedingten Widerruf und unbedingte Unterwerfung heiſchte, und, da jene dieß um Gottes und des Gewiſſens willen nicht gewähren konnten, ſie in den Bann that und von der Kirche ausſtieß. Noch einmal alſo: Wer iſt Schuld an dem Riſſe?

Doch die Mutter konnt' es nicht verſchmerzen, daß die Tochter von ihr geſchieden; ſie gab ſich alle mögliche Mühe, dieſe in ihren Schooß zurückzuführen. Leider brauchte ſie dazu die illiberalſten und ebendarum untauglichſten Mittel. Sie wollte nicht überzeugen, ſondern nur überreden, nicht belehren, ſondern nur beherrſchen, nicht mit Freiheit aufnehmen, ſondern mit Liſt oder Gewalt unterjochen. Sie ſtiftete ſogar einen neuen Mönchsorden, der recht eigentlich darauf ausging, das Werk der Reformazion zu vernichten, und ſich zwar eine Geſellſchaft Jeſu nannte, aber wohl eine ganz andre Bezeichnung erhalten müßte, da er nicht vom Geiſte Jeſu, ſondern nur vom böſen Geiſte getrieben wurde. *) Eben dieſer böſe Geiſt erregte auch jenen Kriegs-

*) Wenn das, was die Klagen des Königs von Portugal und andrer Fürſten über dieſen Orden beſagen, ſo wie das, was der unlängſt erſchienene Katechismus der Jeſuiten enthält, auch nur zur Hälfte wahr iſt, ſo wird man obige Behauptung nicht zu hart finden.

brand, der dreißig Jahre (1618—1648) dauerte, viele Länder, Städte und Dörfer verheerte, und am Ende doch kein andres Reſultat gab, als daß man ſich müſſe vertragen lernen. Der weſtphäliſche Friede ſankzionirte alſo förmlich das Prinzip der Religions-Freiheit und Gleichheit, wenigſtens inſofern, als er dem Proteſtantismus, der eben auf dieſem Prinzipe ruhete, neben dem Katholizismus auch in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht feſten Beſtand gab.

Seitdem hat zwar der Kampf des Liberalismus und des Antiliberalismus in Religionsſachen nicht aufgehört; vielmehr hat man nicht nur in der katholiſchen Kirche noch Ketzer genug verurtheilt, eingekerkert, oder gar verbrannt, ſondern man hat auch in der proteſtantiſchen Verſuche gemacht, die ſo ſchwer errungene Glaubens- oder Gewiſſensfreiheit zu beſchränken, indem Manche in dieſer Kirche ebenfalls eine ſo feſte Glaubensform einführen wollten, daß jede Abweichung davon als ein ſchweres Verbrechen hätte erſcheinen müſſen. Allein man führt doch keine

Kriege mehr um bloßer Glaubensartikel willen; man lernt ſich doch gegenſeitig immer mehr dulden; und es regt ſich ſelbſt in der katholiſchen Kirche ein freierer Geiſt der Unterſuchung, der unter dem Namen des reinen Katholizismus das Beſſere geltend zu machen ſucht. Die Inquiſizion iſt entweder ganz aufgehoben oder, wo ſie noch beſteht, weit milder geworden, ſo daß an wirkliche Feuer-Autodafés nicht mehr zu denken iſt, ſo gern auch vielleicht noch dieſer oder jener ſeine Augen daran ergötzen möchte; und der Jeſuiterorden, obgleich wieder hergeſtellt, findet doch in der Zeit keinen feſten Haltungspunkt mehr, und wird daher ſeine vorige Bedeutſamkeit nie wieder erlangen. Die proſelytenmacheriſchen Umtriebe aber, die zuweilen noch den Frieden ſtören, werden auch nach und nach verſchwinden, je mehr ſie an das Licht hervorgezogen werden; denn das Licht können ſolche Dinge nun einmal nicht vertragen. *)

*) Vergl. des Verfaſſers Darſtellung des Unweſens der Proſelytenmacherei durch eine

Dagegen iſt der Kampf des Liberalismus und des Antiliberalismus in Anſehung politiſcher Gegenſtände in neuern Zeiten um ſo heftiger geworden. Dieſer Kampf wurde vorzüglich von England aus angeregt. Hier ſtehen ſeit langer Zeit Whigs und Torys einander gegenüber. *)

---

merkwürdige Bekehrungsgeſchichte (Leipzig, 1822. 8.) Daß dieſe Bekehrungsgeſchichte keine neue, ſondern eine alte ſei, hat man zwar dem Verf. als einen Fehler bei ſeiner Darſtellung angerechnet; allein er hat auch ſchon im Intelligenzblatte der Leipz. Lit. Zeit. d. J. (Nr. 217) darauf geantwortet: „Alt „oder neu — darauf kam es nicht an; denn der „proſelytenmacheriſche Geiſt iſt heute noch derſelbe, „der er vor hundert Jahren war. Es kam aber „hauptſächlich darauf an, 1. eine ſattſam beglau„bigte, 2. eine recht belehrende und warnen„de, und 3. eine keinen lebenden Menſchen „kompromittirende Geſchichte zu geben. Dieſe „drei Eigenſchaften vereinigt keine mir bekannte Be„kehrungsgeſchichte in dem Grade, als die bezeichnete. „Darum wurde ſie allen übrigen, beſonders aber allen „neuern, vorgezogen.“

*) Dieſe beiden Namen (deren jener, ſchottiſchen Ur-

Jene leiten die königliche Gewalt von dem urſprünglichen Volkswillen ab und legen daher dem

---

ſprungs, einen kleinen Hut, wie ſonſt die ſchottiſchen Puritaner trugen, dieſer aber, iriſchen Urſprungs, einen Räuber bedeutet, ſo daß beide anfänglich als Schimpf- oder Spitznamen galten, nachher aber zu Ehren kamen und von den Parteien ſelbſt angenommen wurden, wie der Name der Proteſtanten) entſtanden zwar erſt unter Karl I., die damit bezeichneten Parteien aber bildeten ſich ſchon unter ſeinem Vater Jakob I., und wohl noch früher. Sie hatten übrigens auch verſchiedne kirchliche Anſichten, indem die Torys ſich ſtreng an die in England herrſchende biſchöfliche Kirche und deren Grundſätze hielten und die Puritaner, obwohl auch Proteſtanten, mehr als die Katholiken haßten, die Whigs aber in dieſer Hinſicht liberaler und toleranter dachten. Doch war dieß nicht bei allen Torys und Whigs der Fall, da die Menſchen nicht immer konſequent ſind, ſo daß manche kirchliche Torys politiſche Whigs und umgekehrt waren. Jetzt hört man zwar die Namen ſeltner, aber die Verſchiedenheit der damit bezeichneten Anſichten oder Parteien beſteht noch immer in (wie auch außer) England, beſonders in politiſcher Beziehung, von welcher Seite wir ſie hier vorzugsweiſe betrachten.

Volke nur die Verbindlichkeit zu einem durch die Rechtmäßigkeit des Gebrauchs jener Gewalt bedingten Gehorſam auf. Darum behaupten ſie auch, daß durch die Revoluzion vom J. 1688 mit Recht die Stuarts wegen Misbrauchs der Gewalt von der Thronfolge ausgeſchloſſen und dieſe auf eine andre Familie übergetragen worden. Die ſtrengen Torys hingegen leiten die königliche Gewalt unmittelbar von Gottes Willen (nach der Idee eines göttlichen Rechts der Fürſten) ab, fodern daher einen ganz unbedingten Gehorſam von Seiten der Unterthanen gegen jene abſolute Gewalt. Sie mußten folglich auch, wenn ſie konſequent ſein wollten, jene Verändrung der Thronfolge für unrechtmäßig, mithin die jetzt regierende Familie (wenigſtens ſo lange noch ein Stuart lebte) für illegitim erklären. Doch haben die Torys in neuern Zeiten von der Strenge ihrer Grundſätze ſehr nachgelaſſen, und die Whigs ſind auch gemäßigter worden, wie denn überhaupt die fanatiſche Wuth, mit welcher ſonſt beide Parteien einander bekämpften, ganz verſchwunden iſt.

Die der Volksfreiheit ſo günſtige brittiſche Staatsverfaſſung hat die Parteien zwar nicht aufgehoben, aber doch einander genähert; und wenn das brittiſche Miniſterium ſich entſchließen wollte, einige zeitgemäße Reformen dieſer Verfaſſung (beſonders in Anſehung der mangelhaften Volksvertretung ſowohl im Oberhauſe, wo kein katholiſcher Pair Sitz und Stimme hat, als im Unterhauſe, wo die volkreichſten Städte keinen Repräſentanten haben, während verfaulte Flecken repräſentirt werden) auf dem geſetzmäßigen Wege einzuführen: ſo würd' es dort auch keinen Radikalismus geben, wenigſtens nicht unter den gebildetern Ständen. Denn im Ganzen kann man wohl behaupten, daß die in England herrſchende politiſche Denkart ein moderater Liberalismus iſt; und wenn ſich dieſe Denkart nicht in allen Beziehungen (z. B. in der Sache der Griechen, die doch auch dort ihre Vertheidiger hat) wirkſam beweiſt, ſo darf man nicht vergeſſen, daß bei einem Handelsvolke das Merkantilintereſſe leicht alle andern Rückſichten überwiegt. Daher

iſt auch das dortige Handels- und Zollſyſtem allerdings ſehr illiberal. *)

Aus England zog der Liberalismus über das atlantiſche Meer hinüber in die nordamerikaniſchen Kolonien, in welchen ſich beſonders viele der herrſchenden Kirche nicht zugethane Engländer niedergelaſſen hatten. Dieſe Anglo-Amerikaner machten aber von den Grundſätzen der Freiheit eine Anwendung, welche dem Mutterlande eben nicht gefallen konnte. Durch zu ſchwere Auflagen

---

*) Die Idee einer allgemeinen Handelsfreiheit gehört unſtreitig mit zu den liberalen Ideen, und iſt daher auch in unſern Zeiten von vielen Schriftſtellern in Schutz genommen worden. Gleichwohl haben unlängſt in der franzöſiſchen Deputirtenkammer mehre Deputirte von der linken Seite, die ſich doch gleichſam par excellence liberal nennt, für ſehr harte Beſchränkungen der Handelsfreiheit gegen benachbarte Staaten geſtimmt — ein neuer Beweis, wie inkonſequent die Menſchen oft ſind. Dieſe Inkonſequenz rührt aber meiſtens von gewiſſen egoiſtiſchen Rückſichten her. Das beſondre Intereſſe überwiegt dann das allgemeine.

und zu beſchränkende Handelsgeſetze, wie ſie meinten, vom Mutterlande bedrückt, ſagten ſie ſich von demſelben los und erklärten ſich ſelbſt für einen unabhängigen Freiſtaat. Aller Anſtrengungen von Seiten Englands ungeachtet, jene Kolonien in Unterwürſigkeit zu erhalten, ſiegte doch das Naturgeſetz, welches mündig gewordnen Kindern ein ſelbſtändiges Daſein verbürgt. Der Liberalismus fand daher in Amerika einen Boden, der ihm ſehr gedeihlich war. Die Idee der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit ward hier zum förmlichen Staatsgeſetz erhoben, und bei den ungeheuern Fortſchritten, die der junge Staat in ſo kurzer Zeit in Anſehung der Bevölkerung, des Land- und Seeweſens, des Wohlſtandes und des Anſehens unter allen gebildeten Völkern gemacht hat, kann man wohl nicht ſagen, daß jene Idee für dieſen Staat unheilbringend geweſen. Ob ſie es künftig noch ſein werde, kann man freilich nicht wiſſen; es aber zu vermuthen oder gar beſtimmt vorauszuſagen, iſt vor der Hand kein zureichender Grund gegeben.

An dem Kampfe zwiſchen England und ſeinen nordamerikaniſchen Kolonien nahmen auch andre europäiſche Mächte Theil, beſonders Frankreich, nicht eben aus Freiheitsliebe, ſondern vielmehr aus Schadenfreude. Man war eiferſüchtig auf Englands Größe und Macht, die ſeit Eliſabeth reißend angewachſen, und wollte ſie dadurch herunterbringen, daß man die Kolonien in ihrem Kampfe gegen das Mutterland unterſtützte. Das war unklug in doppelter Hinſicht. Einmal gab man dadurch den eignen Kolonien ein ſchlimmes Beiſpiel; denn dieſe konnten leicht ſo ſchließen: „Wenn unſer Mutterland fremde Kolonien „in ihrem Verſuche, ſich von ihrem Mutterlande „unabhängig zu machen, unterſtützt, ſo muß es „doch dieſen Verſuch billigen, und ſo dürfen wir „bei günſtiger Gelegenheit wohl auch einmal denſelben Verſuch wagen.“ Und daß ſie wirklich ſo geſchloſſen, beweiſt das heutige Streben aller amerikaniſchen Kolonien nach einem ſelbſtändigen Daſein — ein Streben, das unfehlbar gelingen wird, wie ſehr auch die Mutterſtaaten ihre Kräfte

erſchöpfen mögen, um jene zur Unterwürfigkeit zurückzubringen. *) Sodann ſogen die Krieger, die man den Nordamerikanern zu Hülfe ſchickte,

---

*) Es iſt wirklich zu verwundern, daß Spanien und Portugal in dieſer Hinſicht ſich noch mit einiger Hoffnung ſchmeicheln und um dieſer ſchimäriſchen Hoffnung willen ſich noch mit vergeblichen Kraftanſtrengungen abmühen können, während ſie zu Hauſe alle Hände voll zu thun haben, ihre eignen Angelegenheiten, beſonders ihre zerrütteten Finanzen, zu ordnen und ſich gegen fremde Einmiſchungen zu behaupten, da das weit mächtigere England in einem ruhigen und blühenden Zuſtande beim Kampfe mit ſeinen Kolonien unterlag, wiewohl es am Ende nicht einmal dadurch einen weſentlichen Verluſt erlitten. Es iſt dieß aber auch ein neuer Beweis, daß die Staaten durch die Geſchichte nicht gewitzigt werden, ſondern immer wieder in dieſelben Fehler verfallen. Braſilien ſagte unlängſt zu Portugal: „Ich bedarf „deiner nicht, wohl aber du meiner; du mußt alſo „meine Freundſchaft nachſuchen.“ Die Wahrheit dieſer Rede ſpringt aller Welt in die Augen. Und doch beſchließen die portugieſiſchen Kortes, die unerreichbaren Urheber dieſer Erklärung zu beſtrafen! Iſt dieß nicht eine Art von Wahnſinn?

natürlich dieſelben Grundſätze ein, die dort eben obenauf ſchwammen und deren Vertheidigung ihnen gleichſam von Staats wegen übertragen war. Sie brachten alſo auch dieſelben mit nach Hauſe und verbreiteten ſie hier weiter.

In Frankreich fanden nun dieſelben den gedeihlichſten Boden, wiewohl ſie auch hier zugleich auf eine furchtbare Weiſe ausarteten. Der franzöſiſche Liberalismus ward zum ausgelaſſenſten Libertinismus, nicht nur in moraliſch-religioſer, ſondern auch in politiſcher Hinſicht. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich leicht auf folgende Weiſe. Voltaire und andre leichtfertige Schriftſteller ſeiner Zeit hatten ſchon längſt, indem ſie den Aberglauben bekämpfen wollten, den Unglauben gepredigt und durch ihre laxe Moral, die nur den eignen Vortheil oder Genuß zum oberſten Zwecke des Handelns machte, ſelbſt die Grundſätze der Sittlichkeit erſchüttert. Schlaffheit und Lüderlichkeit, kaum noch durch den Mantel einer feinen Geſittung und eines gefälligen Anſtandes verhüllt, herrſchte faſt durchaus in den höhern

Kreiſen der Geſellſchaft und hatte ſchon zum Theil auch die niedern angeſteckt. Da konnt' es nun nicht fehlen, daß, als ſchlechte Staatsverwaltung und dringende Geldverlegenheit in einer berathenden und nachher geſetzgebenden Verſammlung Hülfe ſuchten, eine Revoluzion entſtand, welche alles umkehrte und zur größten Zügelloſigkeit führte. Die Ideen der Freiheit und der Gleichheit wurden ſo falſch verſtanden und ſo verkehrt angewandt, daß der Liberalismus zum Jakobinismus und Sankülottismus herabſank, daß nichts Beſtehendes mehr geſchont und ſelbſt das Heilige mit Füßen getreten wurde. Dieſen Sturm zu beſchwören, trat ein glücklicher Krieger auf, der ſelbſt vorher dem ausgelaſſenſten Liberalismus ergeben war, nachher aber ſich auf die Seite des Antiliberalismus mit ſo weniger Mäßigung warf, daß er endlich ſelbſt in dieſem Kampfe unterging. *) Nach deſſen Untergange bekam der ge-

*) Es wird erzählt, Napoleon habe zuletzt ſelbſt er- und bekannt, daß ihn eigentlich die liberalen Ideen

mäßigte Liberalismus durch die von Ludwig 18. bewilligte Charte in Frankreich wieder die Oberhand, wenigſtens eine politiſche Gewährleiſtung. Allein es fanden ſich bald Leute, welche noch royaliſtiſcher als der König ſelbſt ſein wollten und daher meinten, er habe in der Güte ſeines Herzens und aus Dankbarkeit wegen ſeiner unbehinderten Wiederaufnahme ſeinem Volke zu viel bewilligt. Sie ſuchten daher durch Deuteleien und andre Kunſtgriffe (beſonders durch ſogenannte Ausnahmegeſetze, die eigentlich gar keine Geſetze ſind) dem Volke ſo viel als möglich wieder abzudringen. Und ſo ſehen wir im heutigen Frank-

---

geſtürzt hätten. Das mag wohl wahr ſein. Wenn man aber in der Geſchichte über das unter gewiſſen Bedingungen Mögliche urtheilen darf, ſo darf man vielleicht auch ſagen: Napoleon würde, wie mancher andre Despot, ſein Leben ruhig auf dem Throne beſchloſſen haben, wenn er nur ſeinen Ehrgeitz und ſeine Eroberungsſucht zu mäßigen gewußt hätte. Aber freilich wäre dann auch Napoleon nicht Napoleon geweſen.

reich wieder den Liberalismus und den Antiliberalismus ſo hartnäckig mit einander kämpfen, daß viele politiſche Wetterpropheten behaupten wollen, das Staatsſchiff gehe neuen Revoluzionsſtürmen mit vollen Segeln entgegen.

Wie Spanien und Portugal, Neapel und Piemont, im gleichen Konflikte der Anſichten und Beſtrebungen begriffen, daſſelbe Revoluzionsſpiel, welches in Frankreich geſpielt worden, mit mehr oder weniger Kraft wiederholt haben, iſt zur Gnüge bekannt. Während es aber in den letzten beiden Staaten — ungeachtet des weit verbreiteten Karbonarismus, der im Grunde auch nur ein vom glühenden Sirokko italieniſcher Naturen mit giftigen Dünſten überladner Liberalismus iſt — ſchnell unterdrückt wurde, geht es in den erſten beiden ſeinen Gang ungehindert fort (wenigſtens bis zu dem Zeitpunkte, wo dieß geſchrieben ward — nämlich im Anfange des Kongreſſes zu Verona). Aber auch hier ſcheint es, als wenn die Liberalen, durch den Widerſtand ihrer Gegner gereizt, immer überſpannter würden.

Ob alſo das Ende vom Liede daſſelbe, wie in Frankreich oder gar wie in Neapel und Piemont, ſein werde, muß die Zeit lehren. Da indeſſen die Natur die Mannichfaltigkeit liebt und daſſelbe ſelten zweimal geſchieht, ſo iſt auch höchſt wahrſcheinlich, daß, wie die Charaktere jener Völker verſchieden ſind, ſo auch ihre politiſchen Umwälzungen einen verſchiednen, vielleicht ganz unerwarteten, Ausgang nehmen werden.

In den übrigen Ländern Europa's iſt zwar der Liberalismus auch, hier mehr dort weniger, verbreitet. Allein er hat ſich bis jetzt in denſelben weit ruhiger und beſonnener gezeigt, und ſelbſt in Deutſchland, wo die Freiheitsliebe von Alters her heimiſch iſt und den liberalen Ideen leichtern Eingang als anderswo verſchafft hat, wo daher auch Viele einen verborgnen Revoluzionsheerd wittern wollten, hat ſich bei genauerer Unterſuchung nichts der Art gefunden. Wenigſtens beweiſen die Akten der Unterſuchungskommiſſion in Mainz, ſoweit dieſelben dem Publikum vorliegen, zur Gnüge, daß es zwar einzele

Schwindelköpfe unter uns giebt, die, vom Ultraliberalismus hingeriſſen, allerlei ſonderbare Reden geführt oder bedenkliche Schritte gethan haben; aber von ſolchen Reden oder Schritten bis zu einer Revoluzion iſt eine gewaltige Kluft, die auch bei der Zerſtückelung Deutſchlands in eine Mehrheit von größern und kleinern Bundesſtaaten von keinem Menſchen in der Welt ausgefüllt werden kann. Daher iſt auch das, was neuerlich ein ehemaliger Stiftskapitular von einer akademiſchen Verſchwörung in Deutſchland gegen Königthum, Chriſtenthum und Eigenthum — einer Verſchwörung, die ſich ſogar bis tief in Aſien und Afrika hinein erſtrecken ſoll — erzählt hat, ſo ungereimt, daß es nothwendig in ſich ſelbſt zerfällt. *)

---

*) Vergl. des Verfaſſers Appellazion an den Richterſtuhl der öffentlichen Meinung in Sachen des Herrn Stiftskapitulars Fabritius gegen die deutſchen Gelehrten, betreffend deren angebliche Verſchwörung. Leipzig, 1822. 8. Der Verf. hatte am Ende dieſer

Was endlich die Türkei, dieſen in mehr als einer Hinſicht faulen Fleck von Europa, betrifft, ſo kann eigentlich in einem Lande, wo der barbariſcheſte Despotismus mit bleiernem Zepter regiert, von liberalen Ideen gar nicht die Rede ſein. Auch iſt der Kampf zwiſchen Türken und Griechen nichts weniger als ein Kampf zwiſchen Liberalismus und Antiliberalismus; es iſt vielmehr ein Kampf der Verzweiflung eines niedergetretenen Volks mit einem andern Volke, das in ſeiner Brutalität gar keinen Begriff vom Bürgerthume oder von einem rechtlichen Gemein=

Schrift die Vermuthung geäußert, daß wohl jener wunderliche Ankläger der deutſchen Gelehrten nicht bloß körperlich, wie er ſelbſt ſagt, ſondern auch geiſtig krank ſein möchte. Leider hat ſich dieſe Vermuthung beſtätigt, da ſo eben öffentliche Blätter die Nachricht enthalten, daß derſelbe als ein Wahnſinniger in das Korrekzionshaus zu Bruchſal gebracht worden und daſelbſt geſtorben ſei. Requiescat in pace! Seine Schrift iſt aber wohl dadurch am bündigſten widerlegt.

weſen hat — eine Nothwehr, wie ſie noch jetzt in den gebildetſten Staaten von dem rechtlichſten Bürger gegen Mörder und Räuber ohne Tadel ausgeübt wird. Leugnen wollen wir indeſſen hiermit nicht, daß die liberalen Ideen auch in einige griechiſche Köpfe gedrungen ſind, da mehre Griechen ſich in England, Frankreich, Italien und Deutſchland aufgehalten und auch zum Theil eine höhere Geiſtesbildung in dieſen Ländern empfangen haben. *) Nur ſind jene Ideen nicht die Urſache eines Kampfes, der ſich aus dem Drange der Umſtände weit natürlicher erklären läßt und eigentlich ſchon ſeit der Zeit beſteht, wo die Türken ihren barbariſchen Fuß auf europäiſchen

*) Es iſt bekannt, daß beſonders in den letzten Zeiten griechiſche Jünglinge theils in Frankreich theils in Deutſchland ſtudirten und auch franzöſiſche und deutſche Schriften ins Neugriechiſche überſetzten. Auf das ganze Volk aber hat dieß bis jetzt wohl wenig Einfluß gehabt. Dieſes ſtand unter der Leitung ſeiner Prieſter, von deren Liberalismus wenig oder nichts zu ſagen iſt.

Boden ſetzten. Denn wenn gleich durch die Eroberung Konſtantinopels im J. 1453 das griechiſche Reich zerſtört wurde, ſo haben doch die Griechen immer von Zeit zu Zeit gegen ihre Unterdrücker angekämpft und dieſen dadurch den Beſitz ihres väterlichen Bodens ſtreitig gemacht, ohne daß es zur Erregung dieſes Kampfes auch nur einer einzigen liberalen Idee bedurft hätte. Selbſt das vernunftloſe Thier wehrt ſich ſeiner Haut, wenn es in ſeinem Lager angegriffen oder, nachdem es der Herrſchaft des Menſchen unterworfen, durch zu grobe Mishandlungen in Wuth verſetzt wird. Und einem ganzen Volke ſollte nicht gleiches Recht gegen ein andres Volk zuſtehen? *)

---

*) Wir empfehlen unſern Leſern in dieſer Hinſicht vornehmlich folgende auch ins Deutſche überſetzte Schrift: Histoire des événemens de la Grèce, depuis les premiers troubles jusqu'à ce jour, avec des notes critiques et topographiques sur le Péloponèse et la Turquie, et suivie d'une notice sur Constantinople. Par M. C. D. *Raf-*

fenel, Attaché, pendant les troubles, à l'un des consulats de France aux Echelles du Levant, témoin oculaire des principaux faits. A Paris, 1822. 8. Der Verfaſſer dieſer höchſt leſenswerthen Schrift redigirte früher den famoſen Spectateur oriental in Smyrna, und entſchuldigt ſich in der Vorrede, daß er unter dem türkiſchen Schwerte jene Zeitſchrift auch in einem türkiſchen Sinne redigirte, um nur Europa wenigſtens mit den vornehmſten Thatſachen bekannt machen zu können. Jetzt aber, befreit von jenem Zwange, erklärt er ſich über die Sache der Griechen — noble et pure dès son principe — ohne übrigens die Fehler und ſelbſt die grauſamen Repreſſalien der Griechen zu verſchweigen, auf folgende Weiſe: Des hommes passionés, que le nom seul de révolution épouvante et qui abusent de ce mot dangereux, ont cru voir dans l'affranchissement des Grecs l'application d'un systême éversif, dont l'influence fatale pourrait s'étendre jusque sur les monarchies de l'Europe; cependant, il serait impossible d'établir ici une comparaison raisonnable. Pour que la contagion de l'exemple fût à craindre, il faudrait que les Grecs, en secouant le joug de la puissance ottomane, eussent renversé des institutions nationales dont ils auraient juré le maintien; mais point

du tout; c'est le *malheur* qui résiste à l'*oppression;* c'est un peuple qui, loin d'expulser ses rois, cherche à les rétablir; c'est en quelque sorte *la lutte de la légitimité contre l'usurpation et la tyrannie.* (Préf. p. XX.) — Bei dieſer Gelegenheit kann Schreiber dieſes ſich nicht enthalten, wenn auch dadurch dieſe ſchon ſo lange Anmerkung noch mehr verlängert wird, eine Stelle aus *Hug. Grot.* de jure belli ac pacis lib. II. cap. 15. §. 11. 12. mitzutheilen, die ihm früher bei Abfaſſung ſeiner Schriften über die Sache der Griechen entgangen iſt, aber recht eigentlich hieher gehört, indem jener große Staatsmann und Rechtsgelehrte gerade über Kämpfe und Bündniſſe der Chriſten mit Nichtchriſten ſehr treffende Bemerkungen macht. Er ſagt nämlich unter andern: Optandum esset, ut multi hodie principes ac populi in animum admitterent liberam et piam vocem Fulconis, Archiepiscopi quondam Remensis, Carolum Simplicem sic admonentis: „Quis non expa-„vescat, vos inimicorum Dei amicitiam velle „ac in cladem et ruinam nominis christiani „pagana arma et foedera suscipere detestanda! „Nihil enim distat, utrum quis se paganis „societ, an abnegato Deo idola colat.“ Extat apud Arrianum dictum Alexandri: *Αδικειν μεγαλα τους στρατευομενους εναντια τῃ Ἑλλαδι παρα τοις*

βαρβαροις, παρα τα δογματα τα των Ἑλληνων· „Graviter eos delinquere, qui adversum Grae- „cos Barbaris militarent, contra Graecorum „jura.“ — Illud hic addam, cum omnes Christiani unius corporis membra sint, quae jubentur alia aliorum dolores ac mala persentiscere, sicut id ad singulos pertinet, ita et ad populos qua populi sunt, et ad reges qua reges pertinere. (Höchſt merkwürdige Aeußerung, weil hier ſchon die dem heiligen Bunde zum Grunde liegende Idee — in der That eine der liberalſten — ausgeſprochen iſt). Neque enim pro se quisque tantum, sed et pro mandata sibi potestate servire Christo debet. Hoc autem praestare reges et populi non possunt, grassante armis hoste impio, *nisi alii aliis auxilio sint:* quod commode fieri nequit, nisi *foedus* eo nomine ineatur, quod foedus jam olim initum fuit et princeps ejus creatus consensu communi Romanus Imperator. Debent ergo Christiani omnes ad causam hanc communem pro virium modo *viros* aut *pecuniam* conferre: quod quominus faciant, non video quomodo possint excusari, nisi si qui bello inevitabili aut non dissimili malo domi distinentur. — So dachte Grotius über das Verhältniß der Chriſten zu den Türken. Heutzutage denkt man freilich aufgeklärter

über die Sache. Nur Schade, daß dieſe ſonderbare Art von Aufklärung ſich für die Türken gegen die Chriſten gewandt hat! Einige franzöſiſche Blätter, die zwar der Sache der Griechen, aber nicht dem Liberalismus ergeben ſind, haben dieſe Erſcheinung ſo zu erklären geſucht: „Die Sache der Griechen iſt „wohl gerecht und gut; aber die Liberalen haben ſie „dadurch verdorben, daß ſie dieſelbe empfohlen; hät„ten ſie geſchwiegen, ſo hätte man gewiß den Griechen „geholfen.“ — Seltſames Räſonnement! Wie? wenn es dem Teufel einmal einfiele, das Chriſtenthum uns zu empfehlen, ſollten wir darum keine Chriſten bleiben oder unſre Chriſtenpflicht weniger üben? Geſteht man dadurch nicht ein, daß man die Perſon mehr als die Sache berückſichtige?

Schluß.

Nachdem wir die Geſchichte des Liberalismus von den früheſten Zeiten, wo ſich Spuren freiſinniger Aeußerungen über religioſe und politiſche Gegenſtände finden, bis auf die jüngſte Zeit herab in einer möglichſt gedrängten Darſtellung fortgeführt haben: ſo ſei es uns erlaubt, zum Schluſſe dieſer Darſtellung noch einige allgemeine Betrachtungen über den Liberalismus und ſeinen Gegenfüßler anzuſtellen. Wir wollen nämlich

1. das Recht und das Unrecht abwägen, das ſich auf Seiten des Liberalismus ſowohl als des Antiliberalismus in ihrem gegenſeitigen Kampfe finden möchte;

2. wollen wir unterſuchen, in welchen Kreiſen der Geſellſchaft der Liberalismus ſowohl

als der Antiliberalismus vorzugsweiſe heimiſch ſei; und endlich

3. wollen wir die Frage beantworten: Iſt der Liberalismus durch den Antiliberalismus oder umgekehrt dieſer durch jenen **völlig** zu beſiegen?

Wir bitten aber dabei unſre Leſer, ſich in eine möglichſt ruhige, von aller Leidenſchaft freie Stimmung zu verſetzen, mithin gar nicht danach zu fragen, zu welcher Partei ſie ſelbſt gehören mögen, ſondern die Sache rein gegenſtändlich d. h. als einen bloßen Vorwurf wiſſenſchaftlicher Unterſuchung zu betrachten.

I.

Recht und Unrecht des Liberalismus und des Antiliberalismus.

Das Streben nach Freiheit iſt an ſich untadelhaft, weil es natürlich iſt. Es iſt dem Menſchen von Gott ſelbſt eingepflanzt; und je gebildeter der Menſch, deſto lebendiger iſt auch

in ihm jener Freiheitstrieb. Der Liberalismus aber iſt nichts anders als eben dieſer Trieb, wiefern er ſich in Gedanken, Worten und Werken äußert. Er iſt alſo an ſich eben ſo untadelhaft, als jener von Gott ſelbſt aus weiſer Abſicht in die menſchliche Natur gelegte Trieb.

Das Wort Freiheit iſt aber ſehr unbeſtimmt in Anſehung des zum Grunde liegenden Begriffs. Es deutet zunächſt nur auf eine gewiſſe Unabhängigkeit; es verneint mehr, als es ſetzt; und dieſe Unbeſtimmtheit kann zu großen Misverſtändniſſen und Misgriffen führen. Wir müſſen daher zuvörderſt die innere und die äußere Freiheit unterſcheiden.

Die innere Freiheit wird dem Willen beigelegt, wieferne man vorausſetzt, daß dieſer ſich ſelbſt, unabhängig von ſinnlichen Beſtimmungsgründen, zu gewiſſen Handlungen beſtimmen könne. Ob eine ſolche Willensfreiheit ſtattfinde, oder ob der Menſch als geiſtiges Weſen eben ſo durchaus unter der Herrſchaft der Naturnothwendigkeit ſtehe, wie als körperliches Weſen — das

iſt eine Frage, worüber von jeher viel geſtritten worden. (Vergl. *Hugonis Grotii* philosophorum sententiae de fato et de eo, quod in nostra potestate. Paris, 1648. 4. und Joh. Aug. Heinr. Ulrich's Eleutheriologie, oder über Freiheit und Nothwendigkeit. Jena, 1788. 8. — um der vielen neuern Schriften über dieſen Gegenſtand, die doch nicht viel mehr bedeuten, nicht zu gedenken). Es iſt aber für ſich klar, daß, wenn der Menſch nicht ein bloßes Naturding (ens physicum), ſondern ein ſittliches, der Zurechnung ſeiner Handlungen fähiges Weſen (ens morale) ſein ſoll, wir auch an dieſe innere Freiheit glauben müſſen, ob wir ſie gleich nicht mit voller Evidenz darthun können.

Halten wir nun den Menſchen für ein innerlich freies Weſen, ſo muß ihm auch ein äußerer Freiheitskreis zugeſtanden werden. Denn wär' er äußerlich durchaus gebunden oder von fremder Willkür ganz und gar abhängig, ſo wär' es eben ſo viel, als wenn er auch innerlich unfrei wäre. Der freie Wille des Menſchen

wäre dann nicht nur ein überflüſſiges, ſondern ſogar ein ſchädliches Geſchenk Gottes. Es würde nur dazu dienen, den Menſchen mit jener durchgängigen Gebundenheit unzufrieden und folglich höchſt elend zu machen. Denn was kann uns elender machen, als ein immer ſtachelnder Trieb, der nie Befriedigung zu hoffen hat?

Der äußere Freiheitskreis eines Menſchen kann aber auch nicht unbeſchränkt ſein. Denn ſo würde die äußere Freiheit des Einen mit der aller Andern in beſtändigen Widerſtreit gerathen und am Ende eine die andre vernichten, je nachdem ſich hier oder dort ein bedeutendes Uebergewicht an Kraft fände.

Soll die äußere Freiheit beſchränkt ſein, ſo muß es Geſetze für die Aeußerungen oder den Gebrauch der Freiheit geben. Denn Geſetze ſind nichts anders als allgemeine Normen, welche die Art und Weiſe ſolcher Aeußerungen, mithin die Schranken der Freiheit beſtimmen.

Solche Geſetze giebt dem Menſchen ſchon ſeine Vernunft oder, was eben ſo viel heißt,

das Gewiſſen als die Stimme Gottes in uns. Dieſe Vernunftgeſetze heißen auch natürliche Geſetze, weil ſie aus der vernünftigen Natur des Menſchen hervorgehn, beſtimmter aber ſittliche Geſetze, weil auf deren Anerkennung und Befolgung die ſittliche Würde des Menſchen beruht.

Würden nun dieſe Geſetze allgemein anerkannt und befolgt, ſo bedürft' es eigentlich keiner anderweiten Geſetze. Jeder Menſch thäte ſchon von ſelbſt, was gut und recht. Die Erfahrung lehrt aber, daß dieß nicht geſchieht, daß vielmehr alle Menſchen (ſelbſt die ſcheinbar beſten nicht ausgenommen) einen leidigen Hang haben, wenn auch nicht immer, doch zuweilen Ausnahmen von jenen Geſetzen zu machen und ſo die der äußern Freiheit nothwendig zu ſetzenden Schranken zu durchbrechen.

Die Menſchheit, wie ſie nun einmal iſt, bedarf daher allerdings gewiſſer Anſtalten, welche die äußere Freiheit auf eine beſtimmtere Weiſe regeln und ordnen, als es durch bloße Vernunftgeſetze möglich iſt, mithin auch beſondrer Geſetze,

welche durch eine anderweite Autorität gegeben ſind und daher das Gepräge einer gewiſſen Willkür tragen; weshalb ſie auch willkürliche oder poſitive Geſetze heißen. Es iſt jedoch offenbar, daß dieſe Geſetze jenen natürlichen nicht widerſtreiten dürfen, da letztere als Gottesgeſetze anzuſehn, welche allen menſchlichen vorgehn. Die natürliche Geſetzgebung iſt daher die Grundlage jeder poſitiven, d. h. die Willkür, welche irgend etwas auf poſitive Weiſe beſtimmt, muß ſelbſt als eine durch Vernunft geregelte Willkür erſcheinen; ſie darf nicht blinde Willkür ſein, welche ſagt: Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas, weil ein ſolches Wollen und Befehlen unvernünftig wäre.

Nun giebt es ſeit undenklichen Zeiten zwei Hauptanſtalten, welche die Menſchheit von der einen Seite zwar zertrennt, von der andern aber auch wieder in große geſellſchaftliche Ganze vereinigt haben: Staat und Kirche. Der Urſprung beider verliert ſich in das graueſte Alterthum, in die dunkle Mythenzeit. Denn ſo we=

nig irgend ein bekannter Staat, von welchem die Geſchichte erzählt, der erſte bürgerliche Verein war, eben ſo wenig darf die jüdiſche oder gar die chriſtliche Kirche als die erſte Religionsgeſellſchaft angeſehn werden. Ob und wie ſie beide aus der Familie hervorgegangen, und daß urſprünglich Hausvater, Fürſt und Prieſter Eins geweſen, läßt ſich eher vermuthen als nachweiſen.

Es bedürfen aber jene beiden Inſtitute vorzugsweiſe gewiſſer poſitiven Beſtimmungen, um ihnen dadurch mehr Haltbarkeit und Dauer zu geben. Auch würden ſie ohne dergleichen Beſtimmungen den Umſtänden der Zeit und des Orts, unter welchen ſie vorhanden ſind, und den daraus hervorgehenden Bedürfniſſen der Mehrheit nicht entſprechen. Weil jedoch dergleichen Beſtimmungen immer auch beſchränkend auf die äußere Freiheit einwirken, und weil die Umſtände der Zeit und des Orts ſehr veränderlich ſind: ſo erzeugt ſich bald ein Widerſtreit zwiſchen dem Poſitiven als einem Gegebnen oder Beſtehenden und dem Entwickelungstriebe der Menſchheit, der eben

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

nichts anders iſt, als ein Streben nach Befreiung von örtlichen und zeitlichen Schranken, um in der Vollkommenheit immer weiter fortzuſchreiten. Aus dieſem Widerſtreite aber geht eben das hervor, was man Liberalismus nennt, und alſo auch der Antiliberalismus als deſſen natürlicher Antipode.

Der Liberalismus dürfte nun wohl ſeinerſeits Recht haben, wenn er zuvörderſt behauptet, daß das Fürwahrhalten an ſich oder der innere Glaube des Menſchen in jeder Beziehung eine Sache der freien Ueberzeugung ſei, und daß es daher auch jedem erlaubt ſein müſſe, das, was er für wahr hält oder glaubt, zu äußern, mithin durch Rede oder Schrift Andern mitzutheilen. Denn das Fürwahrhalten oder Glauben läßt ſich nun einmal nicht erzwingen, und durch das bloße Mittheilen der Gedanken oder Urtheile über wahr und falſch wird kein menſchliches Weſen verletzt, indem jeder von dem Mitgetheilten halten kann, was er will; und wenn die Mittheilung nur wirklich frei iſt, ſo werden durch den beſtändigen

Anreitz zum Denken die Gedanken ſich ſchon nach und nach ausgleichen und das Wahre gefunden werden. Ebenſo hat der Liberalismus Recht, wenn er behauptet, daß keine menſchliche Herrſchaft, wie auch ihr Urſprung, Zweck und Name beſchaffen ſei, als abſolute oder unbedingte Willkür erſcheinen dürfe, daß vielmehr die Willkür jedes menſchlichen Herrſchers auch gewiſſen Schranken unterliege, weil ſie ſonſt die äußere Freiheit der Beherrſchten ganz verzehren und dieſe als vernunftloſe Weſen, als bloße Thiere, behandeln würde. Der Liberalismus hat ferner Recht, wenn er dafür, daß ſich die Herrſchaft innerhalb ſolcher Schranken halte, mit welchen die äußere Freiheit der Beherrſchten beſtehen kann, Bürgſchaft fodert und dieſe in einer Verfaſſung ſucht, welche den Beherrſchten die Befugniß ertheilt, über Angelegenheiten des Gemeinweſens mit zu rathen und zu ſtimmen, wenn auch nicht unmittelbar (was bei großer Menge nicht möglich) ſo doch mittelbar durch gewiſſe Stellvertreter oder Repräſentanten, folglich in einer ſtellvertretenden

Verfaſſung oder repräſentativen Konſtituzion; denn es wäre ſonſt leicht möglich (wie es denn auch oft wirklich geweſen) daß aus Mangel an Einſicht oder gar an gutem Willen ſchlechte Geſetze gegeben oder die guten ſchlecht gehandhabt und überhaupt die Privatintereſſen dem allgemeinen Wohle vorgezogen würden. Endlich hat der Liberalismus wohl auch unſtreitig Recht, wenn er (in Erwägung, daß alle menſchlichen Einrichtungen unvollkommen ſind und den Bedürfniſſen der Zeit unangemeſſen werden können) fortſchreitende Verbeſſerungen jener Einrichtungen fodert, mithin ſich in dieſer Beziehung als Perfektibilismus ankündigt. Dagegen hat er offenbar Unrecht, wenn er gar nichts Poſitives anerkennen, mithin ſelbſt alle Schranken der Willkür durchbrechen und alles plötzlich umgeſtalten will. Er wird dann allerdings revoluzionar und heißt mit Recht Ultraliberalismus, Jakobinismus, Sankülottismus, Radikalismus, Karbonarismus, oder wie man ihn ſonſt nach Zeit und Umſtänden nennen will.

Der Antiliberalismus aber hat ſeinerſeits ebenfalls Recht, wenn er ſich dieſen Ausartungen und Verirrungen des Liberalismus widerſetzt, wenn er fodert, daß man das Beſtehende mit Achtung und Schonung behandle, daß man nicht ſtatt des Aberglaubens den Unglauben, und ſtatt des unbedingten Gehorſams die Zügelloſigkeit predige. Unrecht hat er dagegen, wenn er das Beſtehende bloß darum, weil es beſteht, und das Alte bloß darum, weil es alt iſt, mit ſolcher Hartnäckigkeit feſthält, daß er auch die dringlichſte Abändrung und augenſcheinlichſte Verbeſſerung deſſelben nicht zulaſſen will, wenn er alſo die Menſchheit in religioſer oder politiſcher oder gar in beiderlei Hinſicht in unauflösliche Feſſeln zu ſchlagen und ſo die Knechtſchaft des blinden Glaubens und Thuns zu verewigen ſucht. Denn dadurch widerſtrebt er nicht nur der menſchlichen Natur, ſondern auch dem göttlichen Willen, der den Menſchen zur Freiheit und durch dieſelbe zur fortſchreitenden Veredlung berufen hat. Der Antiliberalismus wird alſo dann auch eine Art

von Ultraismus, weil er ſich auf das andre Aeußerſte wirft, und kann als ſolcher mit Recht ein Ultraroyalismus, Illiberalismus, Servilismus, Obſkurantismus oder Imperfektibilismus genannt werden.

Da die Extreme ſich immer berühren, ſo zeigen auch die Ausartungen des Liberalismus und ſeines Gegentheils darin eine gewiſſe Aehnlichkeit, daß ſie ſich beiderſeits durch gewaltſame Maaßregeln geltend machen wollen und ebendadurch ihre Verwerflichkeit ſelbſt beurkunden. Denn was ſich nur durch äußere Gewalt geltend machen kann, bekennt ſomit ſeine innere Schwäche. Was aber nur durch ſolche Gewalt gilt, das kann ebendadurch wieder ungültig gemacht werden. Daher ſehen wir oft das traurige Schauſpiel in der Geſchichte, daß Revoluzionen mit Gegenrevoluzionen abwechſeln und die eine immer wieder vernichtet, was die andre geſchaffen hat. Sonderbar aber bleibt die Erſcheinung, daß, ungeachtet Gegenrevoluzionen doch auch Revoluzionen ſind, die Urheber derſelben gleichwohl nicht als Revo-

luzionare angeſehen ſein wollen. Wenn werden die Menſchen doch einſehn lernen, daß ſie nur auf Sand bauen, wenn nicht die ewigen Geſetze der Wahrheit und Gerechtigkeit die Grundpfeiler ihrer geſellſchaftlichen Bauwerke ſind!

II.

Die Kreiſe der Geſellſchaft in Bezug auf Liberalismus und Antiliberalismus.

Stand, Geſchlecht und Alter theilen die Menſchheit in geſellſchaftliche Kreiſe, denen gewiſſe Anſichten, Geſinnungen und Beſtrebungen eigenthümlich ſind und die ſich ebendadurch gar ſehr von einander unterſcheiden. Wenn wir nun den Liberalismus und ſein Gegentheil in dieſer Beziehung betrachten, ſo fragt ſich: Wie verhalten ſich zu beiden jene verſchiednen Menſchheitskreiſe?

Wir wollen mit dem oberſten, nämlich mit dem Fürſtenkreiſe, beginnen. Oft hört man in der jetzt ſo tief bewegten Zeit die Fürſten des

Antiliberalismus beſchuldigen, ja wohl gar behaupten, daß ihr Standpunkt in der Geſellſchaft ſie nothwendig dahin führe. Und doch ſollte man das Gegentheil vermuthen; denn je erhabner der Standpunkt eines Menſchen iſt, deſto freier kann er auch um ſich ſchauen und deſto mehr muß er ſich über alles Gemeine und Niedrige emporgehoben fühlen. Auch lehrt die Geſchichte zur Gnüge, daß jene Beſchuldigung, ſo allgemein ausgeſprochen, ungerecht ſei. Wie viele Fürſten nennt nicht jenes Memorandum-Buch der Menſchheit, die mit der größten Liberalität das Aufſtreben unſers Geſchlechts zum Beſſern beföderten, die ſich als warme Freunde der Wiſſenſchaft und Kunſt, der Aufklärung und Bildung zeigten, die große Summen aufwendeten, um Schulen zu ſtiften, neue Beobachtungen, Verſuche und Entdeckungen machen zu laſſen, und andre Hülfsmittel der Kultur herbeizuſchaffen, die ſelbſt mitten in ihren kriegeriſchen Unternehmungen darauf bedacht waren, der Menſchheit durch Verbreitung des Lichts und durch Entfernung der Barbarei

weſentliche Dienſte zu leiſten, ja die ſogar ihr Leben aufopferten, um das Recht der Glaubensfreiheit gegen die Anmaaßungen der Hierarchie zu vertheidigen! Sollt' es nöthig ſein, hier die allbekannten Namen Alexander, Titus, Trajan, Antonin, Karl, Alfred, Alraſchid, Almamun, Heinrich, Guſtav Adolph u. ſ. w. zu nennen? Doch dieſe ſind uns zu fern. Näher unſrer Zeit ſtehen zwei große Fürſten, die ihre liberalen Anſichten und Geſinnungen der Nachwelt ſelbſt ſchriftlich beurkundet haben; die ſich mehr als einmal die erſten Diener des Staats nannten — ganz im Gegenſatze von jenem berüchtigten Despotenſpruche: L'état, c'est moi! — und auch als ſolche zeigten; die der Denk- Sprech- und Schreibfreiheit keine Feſſeln anlegten, ungeachtet undankbare Menſchen oft gegen ſie ſelbſt davon Gebrauch machten. Laſſen wir ſie ſelbſt reden.

Joſeph II., deſſen geiſtvolle und in vielen Beziehungen höchſt lehrreiche Briefe unlängſt in einer beſondern Sammlung (unter dem Titel:

Briefe von Joſeph II. als charakteriſti=ſche Beiträge zur Lebens= und Staats=geſchichte dieſes unvergeßlichen Selbſt=herrſchers. Leipzig, 1821. 8.) wieder abge=druckt ſind, ſagt in einem dieſer Briefe, geſchrie=ben im J. 1770 an den Herzog von Choiſeul, damaligen Staatsſekretar in Frankreich, von den Jeſuiten: „Ich kenne dieſe Leute ſo gut, wie „irgend einer, weiß alle ihre Entwürfe, die ſie „durchgeſetzt, ihre Bemühungen, Finſterniß über „den Erdboden zu verbreiten, und Europa vom „Kap Finis terrae bis an die Nordſee zu regie=„ren und zu verwirren. In Deutſchland waren „ſie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hof=„leute und Beichtväter, in Spanien und Por=„tugal die Grandes der Nazion, und in Para=„guay Könige. Wäre mein Großonkel, Jo=„ſeph I., nicht Kaiſer geworden, ſo hätten wir „in Deutſchland vermuthlich Malagridas, „Aveiros, und einen Verſuch des Königsmor=„des erleben können." — In einem andern Briefe vom J. 1773 an den Grafen von Aran=

da, ſpaniſchen Miniſter-Präſidenten, erklärt er ſich über denſelben Orden auf folgende Weiſe: „Ein Inſtitut, das die ſchwärmeriſche Einbil„dungskraft eines ſpaniſchen Veteranen in einer „der ſüdlichen Gegenden Europa's entwarf, das „eine Univerſalherrſchaft über den menſchlichen „Geiſt zu erwerben geſucht, und in dieſem Ge„ſichtspunkte alles dem infallibeln Senate des „Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unſeli„ges Geſchenk für die Enkel Thuiskon's ſein. „Das Synedrium dieſer Loyoliten hatte ihren „Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe, und die „Finſterniß der übrigen Welt zum erſten Augen„merk ihrer Plane gemacht. Ihre Intoleranz „war Urſache, daß Deutſchland das Elend eines „dreißigjährigen Kriegs dulden mußte. Ihre „Prinzipien haben die Heinriche von Frank„reich um Leben und Krone gebracht; und ſie „ſind Urheber des abſcheulichen Ediktes von Nan„tes geworden.“ (Der Kaiſer wollte wahrſcheinlich ſagen, daß ſie Schuld am Widerrufe dieſes Ediktes waren). — Als dieſer Monarch nach

dem Tode ſeiner Mutter, Maria Thereſia, zur vollen Regierung gelangt war, ſchrieb er im J. 1780 wieder an den ſchon erwähnten Herzog von Choiſeul; in dieſem Schreiben äußert er ſich über die in ſeinem Staate nöthigen Reformen unter andern in folgender Art: „Der bisherige Einfluß der Geiſtlichkeit in der Regierung meiner Mutter wird ein andrer Gegenſtand meiner Reformen werden. Ich ſehe nicht gern, daß die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen iſt, ſich ſo viele Mühe geben, unſer Daſein hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen.“ — Weit nachdrücklicher noch ſagt er in einem Briefe an den Erzbiſchof von Salzburg, im J. 1781 geſchrieben: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundſätzen beherrſcht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei des Geiſtes unterdrückt, und jeder meiner Unterthanen in den Genuß ſeiner angebornen Freiheiten eingeſetzt werden. Das Mönchthum hat in Oeſterreich überhand genommen; die Anzahl der

„Stifter und Klöſter iſt zum Außerordentlichen „emporgeſtiegen. Die Regierung hatte bis nun „nach den Regeln dieſer Leute beinahe kein Recht „über ihre Perſonen gehabt, und ſie ſind die ge„fährlichſten und unnützeſten Unterthanen in je„dem Staate, da ſie ſich der Beobachtung aller „bürgerlichen Geſetze zu entziehen ſuchen, und „bei jeder Gelegenheit ſich an den Pontifex Ma„ximus in Rom wenden.“ — In demſelben Jahre ſchreibt er an ſeinen Geſandten in Rom, den Kardinal Herzan: „Seitdem ich den „Thron beſtieg und das erſte Diadem der Welt „trage, habe ich die Philoſophie zur Geſetzgebe„rin meines Reichs gemacht. Zufolge dieſer Lo„gik wird Oeſterreich eine andre Geſtalt bekom„men, das Anſehen der Ulemas eingeſchränkt, „und die Majeſtätsrechte in ihr erſtes Anſehen „wieder kommen. Es iſt nothwendig, daß ich „gewiſſe Dinge aus dem Gebiet der Religion „entferne, die nie dahin gehört haben. In Rom „werden ſie dieß für Eingriff in die Rechte Got„tes erklären; ich weiß es, man wird, die Herr-

„lichkeit Iſrael's iſt gefallen, laut ausrufen — „noch mehr aber erboſt werden, wenn ich das „alles unternehme, ohne daß ich hierüber die „Gutheißung von dem Knechte der Knechte Got= „tes habe.“ — In einer andern Beziehung ſchreibt er im J. 1782 an die Gemahlin des Landgrafen Fürſten von Fürſtenberg, die ſich vermuthlich darüber beſchwert hatte, daß der Kaiſer ihrem Gemahle troß den Verdienſten ſei= ner Vorfahren das Gouvernement von Böhmen entzogen: Er habe ſeine guten Urſachen dazu, ob er gleich die Verdienſte der Familie Fürſten= berg nicht verkenne; aber jeder müſſe an ſeinem Platze ſtehn; es könne in Oeſterreich künftig nicht mehr ſo ſein, wie es einſt geweſen; man= cher Edelmann, „deſſen Ahnen den Marſchals= „ſtab und die Anführung großer Heere gehabt,“ müſſe es ſich nun gefallen laſſen, ein bloßer Lieu= tenant zu werden. — Auf gleiche Weiſe, aber noch kräftiger erklärt er ſich über den Staats= dienſt und die Anſprüche auf Aemter und Wür= den in einem Schreiben vom J. 1783 an den

Kanzler, Grafen von Kollowrat: „Da ich „noch Mitregent war, bin ich oft erſtaunt, wenn „im Staatsrath die Ernennung eines Hofraths „geſchehen, da auf meine Erkundigung, wer er „vorher geweſen, meiſtens die Antwort erfolgte: „Er war Hofſekretar. Und ehedem? Sekretar „des Miniſters Grafen von * u. ſ. w. Damit „hatte man dem Staat die Verbindlichkeit auf„gebürdet, allerhand Privatdienſte zu belohnen, „und was noch übler war, dadurch Geſchäfts„männer bekommen, die außer Wien nichts ge„ſehen haben und im Conseil mit der größten „Zuverläſſigkeit über die Beſchaffenheit eines Lan„des daher räſonnirten, von welchem ſie kaum „geographiſche Kenntniſſe hatten.“ — Im J. 1784 ſchreibt er an ſeinen Bruder, den Erzherzog Maximilian, nachdem derſelbe Kurfürſt von Kölln geworden: „Als Kurfürſt ſind „Sie einer der erſten Fürſten des Reichs. Ver„geſſen Sie, daß der Imperator Ihr Bruder, „und daß Sie ein Prinz meines Hauſes ſind! „Opfern Sie ſich ganz dem Vaterlande und Ih-

„rem Volke!“ (Wer erinnert ſich hier nicht an Napoleon's Zorn gegen ſeinen Bruder Ludwig, als König von Holland, weil dieſer mehr Holländer als Franzos ſein wollte, ſo wie an Ebendeſſelben Aeußerungen gegen ſeinen Neffen, Ludwig's Sohn, als präſumtiven Großherzog von Berg: „Bedenke, daß Deine Pflichten zuerſt „mir, dann Frankreich, und zulezt dem Volke „gehören, das Du künftig beherrſchen wirſt.“ Und dieſe ſchrecklichen Worte ließ er ſogar im Moniteur abdrucken!) — In demſelben Jahre ſchreibt Joſeph an den Papſt Pius VI., der ſich über die Reformen des Kaiſers in kirchlichen Angelegenheiten beſchwert hatte: „Die unnützen „Klöſter hab' ich, ſo wie die unnützen Bruderſchaften, aufgehoben, den Fond derſelben zum „Unterhalt der neuen Pfarreien und eines verbeſſerten Unterrichts in Schulen beſtimmt, und „außer der Verwaltung, die ich nothwendig durch „Staatsbeamte beſorgen laſſen muß, hat der „Fond des Staats und jener der Kirche bei mir „nicht die geringſte Gemeinſchaft. Ein Faktum

„muß man erſt aus dem Geſichtspunkte der Be=
„ſtimmung, die Wirkungen des Faktums aber
„nach dem Erfolge beurtheilen, der ſich erſt bin=
„nen einigen Jahren offenbaren kann. Aber ich
„ſehe wohl, man hat in Rom die Logik nicht,
„deren man ſich in meinen Staaten bedient;
„deswegen ſo viele Disharmonie zwiſchen Italien
„und dem deutſchen Reiche. Wenn ſich Ew.
„Heiligkeit die löbliche Mühe genommen hätten,
„ſich über das, was in meinen Staaten vorge=
„kehrt worden, aus denjenigen Quellen zu unter=
„richten, die dazu beſtimmt ſind, ſo würde vie=
„les unterblieben ſein; aber mir deucht, es giebt
„Leute in Rom, die es ſo wollen, daß es noch
„länger Finſterniß auf unſrer Halbkugel gebe.“
— In einem Schreiben vom J. 1786 an den
Grafen Palfi, Kanzler des Königreichs Un=
gern, redet der Kaiſer auch von papiernen
Konſtituzionen, verſteht aber darunter nicht
die neuen, ſondern die alten, weil nach denſelben
„unendlich viel geſchrieben und ſonſt nichts ge=
„than wird.“ Und in einem andern Schreiben

aus derſelben Zeit an Ebendenſelben klagt er über die vielen „Formalitäten“ und „Schreibe„reien“ und den „bekannten Handwerksgebrauch „der meiſten Dikaſterien.“ — An eine vornehme Frau, die den Kaiſer um Anſtellung ihres Sohnes gebeten hatte, ſchreibt er im J. 1787, er könne ihre Bitte nicht gewähren, weil ihr Sohn „weder zum Offizier noch zum Staatsmann noch „zum Prieſter“ tauge, weil derſelbe „nichts als „ein Edelmann und das von ganzer Seele“ ſei. An eine andre Dame ſchreibt er in derſelben Angelegenheit in demſelben Jahre: „Zwei von Ih„ren Söhnen ſind bereits etablirt; der ältere, „der noch nicht zwanzig Jahre alt, iſt Rittmei„ſter bei meinem Heere, und der jüngere erhielt „durch den Kurfürſten, meinen Bruder, ein Ka„nonikat in Kölln. Was wollen Sie etwa noch? „Soll der erſte nicht ſchon ein General ſein, „und der zweite ein Biſthum haben?“ — Wenn der Liberalismus des Kaiſers hier etwas hart erſcheint, wiewohl dieſe Härte durch die Menge ſolcher Anliegen wohl entſchuldigt wird, ſo er-

ſcheint er deſto milder und duldſamer gegen Andersdenkende in Religionsſachen. So ſchreibt der Kaiſer in demſelben Jahre an den Freiherrn van Swieten: „Bis nun war die evangeli-
„ſche Religion in meinen Staaten niedergedrückt,
„die Bekenner derſelben wie Fremde behandelt,
„bürgerliche Rechte, der Beſitzſtand von Gütern,
„Würden und Ehrenſtellen, alles war ihnen ge-
„raubt. Schon beim Anfange meiner Regierung
„war ich entſchloſſen, das Diadem mit der Liebe
„meines Volkes zu zieren, Grundſätze in dem
„Verwaltungsſyſteme zu äußern, die ohne Unter-
„ſchied großmüthig und gerecht wären. Dem
„zufolge erließ ich die Duldungsgeſetze und nahm
„das Joch hinweg, welches die Proteſtanten
„Jahrhunderte gebeugt.“ — Dieſer Liberalismus des Kaiſers fand aber auch großen Widerſtand von Seiten des Antiliberalismus, der ſich hier wirklich als Illiberalismus und Obſkurantismus zeigte. Eben die Menſchenart, welche den unbedingten Gehorſam gegen jede legitime Regierung predigt und ſogar das in ſich ſelbſt recht-

loſe Türkenthum mit dem Schilde der Legitimität zu beſchützen ſucht, war gegen ihren legitimen Kaiſer höchſt ungehorſam und widerſpenſtig, nicht bloß da, wo der Kaiſer in ſeinem Eifer für das Wahre und Gute etwa zu weit ging und zu raſch verfuhr, ſondern überhaupt und überall, ſo daß ſie ihn faſt zur Verzweiflung brachte. Darum klagt der Kaiſer auch gegen das Ende ſeines Lebens in einem Briefe an einen ungenannten Freund ſo bitterlich über dieſen Widerſtand. „Ich habe" — ſagt er — „ſeit dem Antritte „meiner Regierung mir jederzeit angelegen ſein „laſſen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu „beſiegen; mir Mühe gegeben, das Zutrauen „meiner Völker zu gewinnen; und ſeit ich den „Thron beſtiegen, hab' ich mehrmalen Beweiſe „davon abgelegt, daß das Wohl meiner Unter„thanen meine Leidenſchaft ſei, daß ich zur Be„friedigung derſelben keine Arbeit, keine Mühe, „und ſelbſt keine Qualen ſcheue, und daß ich „genau die Mittel überlege, die mich den Ab„ſichten näher bringen, die ich mir vorgeſetzt

„habe. Und demohngeachtet finde ich in den Re=
„formen allenthalben Widerſetzlichkeiten von denen,
„von welchen ich es am wenigſten vermuthen
„konnte. — — Wenn ich unbekannt mit den
„Pflichten meines Standes, wenn ich nicht mo=
„raliſch davon überzeugt wäre, daß ich von der
„Vorſehung dazu beſtimmt ſei, mein Diadem
„mit all der Laſt der Verbindlichkeiten zu tragen,
„die mir damit auferlegt worden, ſo müßte Mis=
„vergnügen, Unzufriedenheit mit dem Looſe mei=
„ner Tage und der Wunſch, nicht zu ſein,
„diejenige meiner Empfindungen ſein, die ſich
„unwillkürlich meinem Geiſt darſtellte. Ich ken=
„ne aber mein Herz, ich bin von der Redlichkeit
„meiner Abſichten in meinem Innerſten überzeugt,
„und hoffe, daß, wenn ich einſtens nicht mehr
„bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unpar=
„teiiſcher dasjenige unterſuchen und prüfen, auch
„beurtheilen wird, was ich für mein Volk ge=
„than."

Glücklicher war ſein großer Rival, Fried=
rich II., deſſen zahlreiche Schriften eben ſo voll

von den liberalſten Aeußerungen ſind. Es müßte in der That jetzt einen eignen Eindruck auf die Leſer machen, wenn jemand ſich die Mühe nähme, in dieſer beſondern Beziehung einen Auszug aus jenen Schriften zu verfertigen. Wir verweilen hier, um der uns zum Geſetze gemachten Kürze willen, bloß bei dem Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains (neuerlich wieder ins Deutſche überſetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von G. F. Kremmer unter dem Titel: Friedrich's des Großen Verſuch über Beherrſchungsformen und Regentenpflichten. Schmalkalden, 1822. 8.). Hier heißt es S. 7: „Man präge es ſich wohl ein, daß die Erhal„tung der Geſetze die einzige Urſache war, wel„che die Menſchen veranlaßte, ſich Oberherren zu „geben. Denn dieß iſt der eigentliche Ur„ſprung der Oberherrſchaft oder Suve„ränität. Dieſe Obrigkeit war der erſte „Diener des Staats." — S. 8: „So „weiſe auch die Geſetzgeber und Gründer der er-

„ſten Völkervereine waren, und ſo gut auch ihre „Einrichtungen, ſo findet ſich doch keine dieſer „Beherrſchungsformen, welche ſich unverſehrt in „urſprünglicher Reinheit erhalten hätte. Warum? „Weil die Menſchen und folglich eben ſo ihre „Werke unvollkommen ſind, weil die Staats„geſellſchaftsglieder, durch Leidenſchaften hingeriſ„ſen, ſich vom Privatintereſſe, das ſtets „das allgemeine Wohl untergräbt, verblen„den laſſen; kurz, weil es in der Welt nichts „Vollkommenes giebt.“ — S. 9: „Das „alte Lehnsregiment, das vor einigen Jahr„hunderten in Europa faſt allgemein herrſchend „war, hatte ſich durch die Eroberungen der Bar„baren gegründet. Der Befehlshaber, welcher „eine Horde führte, ernannte ſich zum Oberherrn „des eroberten Landes, und theilte die Provinzen „unter ſeine vorzüglichſten Häuptlinge. Dieſe „waren zwar im eigentlichen Verſtande dem „Oberherrn unterworfen und ſtellten ihre Trup„pen, wenn er es verlangte; als aber einige die„ſer Vaſallen eben ſo mächtig als ihr Oberherr

„wurden, ſo entſtanden nun Staaten im „Staate. Dieſer Umſtand wurde eine Quelle „von Bürgerkriegen, welche das Unglück des „geſammten bürgerlichen Vereins zur Folge hat„ten." — S. 10: „In der Türkei iſt der „Regent Despot; ungeſtraft kann er die em„pörendſten Grauſamkeiten begehn. Oft „aber, entweder vermöge eines bei barbariſchen „Völkern eignen Wechſels, oder aus gerechter „Wiedervergeltung, kommt auch an ihn „über lang oder kurz die Reihe, erdroſſelt zu „werden. Die monarchiſche Form iſt unter allen „die ſchlechteſte oder die beſte, je nachdem ſie ver„waltet wird." — Nach dieſen und andern nicht minder liberalen Aeußerungen fährt der große König fort: „Wir haben angeführt, daß die „Staatsglieder Einem ihres Gleichen nur in „Rückſicht der von ihm zu erwartenden Dienſte „die oberſte Befehlshaberſtelle zugeſtanden ha„ben. Dieſe Dienſte beſtehen in Aufrecht„haltung der Geſetze, in ſtrenger Hand„habung der Juſtiz, in kräftigſter Steue-

„rung des Sittenverderbniſſes und in der
„Vertheidigung des Staats gegen ſeine
„Feinde. Die Regierung muß ihr Augenmerk
„auf die Kultur des Landes richten, ſie muß der
„Geſellſchaft einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln
„verſchaffen, Induſtrie und Handel ermuntern,
„gleich einer ewigen Schildwache, welche die
„Nachbarn und das Benehmen des Staats beob-
„achten ſoll. Man fodert, daß ihre Vorſicht
„und Klugheit zu gehöriger Zeit Bündniſſe ſchlie-
„ße und die für den Staatsverein als zuträglichſt
„erfundnen Bundesgenoſſen erwähle. — Aus die-
„ſer kurzgefaßten Darſtellung nun erſieht man,
„welche umfaſſende Kenntniſſe jeder einzele Ge-
„genſtand erheiſcht. Dazu kommt ein gründliches
„Studium der Lage und Beſchaffenheit des zu
„regierenden Landes, und eine genaue Kenntniß
„des Geiſtes der Nazion. Denn der Regent,
„der aus Unwiſſenheit fehlt, macht ſich hiedurch
„eben ſo ſtraffällig" — coupable, was hier
der König vermuthlich gebraucht hat, zeigt nur
Verſchuldung überhaupt, nicht Straffälligkeit an;

denn der Regent als ſolcher iſt nicht einmal verantwortlich, geſchweige ſtraffällig; nur die Miniſter können es ſein; folglich ſollt' es heißen: verſchuldet dadurch eben ſo viel — „als durch „Fehler, welche er aus Bosheit begeht; jene „ſind Fehler der Faulheit, dieſe des Gemüthes; „aber der Nachtheil, der hieraus für das Bür„gerweſen entſteht, bleibt ein und derſelbe. Für„ſten, Regenten und Könige ſind alſo nicht mit „der höchſten Gewalt bekleidet, um ſich unge„ſtraft der Schwelgerei und dem Wohlleben zu „überlaſſen; ſie ſind nicht über den Mitbürger „erhöht, um mit ihrem Stolze ſich öffentlich zu „brüſten und ganz verächtlich der Sitteneinfalt, „der Armuth und des Elends zu ſpotten; ſie „ſtehen nicht an der Spitze des Staats, um ne„ben ſich einen Haufen von Müßiggängern zu „unterhalten, deren Faulheit und Tagdieberei „aller Laſter Anfang iſt. — Die ſchlechte Ver„waltung der monarchiſchen Form kommt von „verſchiedenen Urſachen her, die ihren Grund in „den Gemüthseigenſchaften des Regenten haben.

„So wird ein Landesherr, der dem weiblichen „Geſchlecht ergeben iſt, von ſeinen Mätreſſen und „Günſtlingen ſich regieren laſſen, welche die Ge„walt, die ſie über ſeinen Verſtand erlangt ha„ben, misbrauchen und dazu anwenden, um Un„gerechtigkeiten auszuüben, ſittenloſe Menſchen zu „begünſtigen, Ehrenſtellen zu verkaufen und ähn„liche Schandthaten zu begehn. Ueberläßt der „Fürſt aus Trägheit das Staatsruder an Mieth„linge, ich meine an ſeine Miniſter, alsdann „zieht der Eine rechts, der Andre links. Nie„mand arbeitet nach einem allgemeinen Plane, „jeder Miniſter wirft über den Haufen, was er, „und wenn es noch ſo gut iſt, bereits eingeführt „findet, um nur ein Schöpfer von neuen Din„gen zu werden und ſeine Einfälle, oft zum „Schaden des Nazionalwohls, zu realiſiren. „Andre Miniſter, die jenen folgen, beeilen ſich „ebenfalls, dieſe Anſtalten mit eben ſo wenig „Ueberlegung, wie ihre Vorfahren, wieder um„zukehren. Und ſo läßt dieſe Folge von Wech„ſel und Verändrung den Entwürfen nirgend Zeit,

„um Wurzel faſſen zu können. Daher entſtehn „denn Verwirrung und Unordnung und alle Gebrechen einer ſchlechten Regierung. Die Pflichtvergeſſenen ſind immer mit einer Entſchuldigung „bereit; jene beſtändigen Verändrungen dienen „ihnen zum Deckmantel ihrer Schande, und da „dieſe Sorte von Miniſtern dabei zufrieden iſt, „daß niemand ihr Benehmen einer Unterſuchung „unterwirft" — wo ſie nämlich unverantwortlich ſind — „ſo ſehen ſie ſich auch wohl vor, das „Beiſpiel einer ſtrengen Ahndung gegen ihre Untergebnen eintreten zu laſſen. Die Menſchen „hängen ſich an das, was ihnen nothwendig gehört; der Staat gehört dieſen Miniſtern nicht, „daher liegt ihnen auch ſein Wohl nicht am Herzen; alles geſchieht mit Nachläſſigkeit und mit „einer Art ſtoiſcher Gleichgültigkeit, welche den „Verfall der Juſtiz, der Finanzen und des „Militars zur Folge hat. Eine ſolche Monarchie „artet in eine wahrr Ariſtokratie aus, wo die „Miniſter und Generale die Geſchäfte nur nach „ihrem Eigenſinne leiten. Dann kennt man das

„allgemeine Syſtem nicht mehr; jeder folgt ſei-
„nen eignen beſondern Ideen, und der Haupt-
„punkt, die Einheit, iſt verloren. — Das Ue-
„bel aber erreicht ſeinen höchſten Grad,
„wenn es verkehrt geſinnten Leuten ge-
„lingt, den Landesherrn zu bereden,
„daß ſein Intereſſe von jenem ſeines
„Volkes verſchieden ſei. Dann wird er,
„ohne zu wiſſen warum, der Feind ſei-
„nes Volkes; er wird aus Misverſtand
„hart, ſtrenge, unmenſchlich. Denn
„wenn der Grundſatz, von dem er aus-
„geht, falſch iſt, ſo müſſen es nothwen-
„diger Weiſe auch die Folgen ſein.“ —
Späterhin (S. 25.) wirft der König die Frage
auf: „Iſt es nöthig, daß alle Staatsglieder
„einerlei Glauben haben, oder kann man
„jedem geſtatten, nach eigner Weiſe zu glauben?“
Nachdem er nun die „finſtern Politiker und
„Theologen“, welche Glaubenseinheit erzwin-
gen wollen, zurückgewieſen, fährt er ſo fort:
„Geht man bis zum Urſprunge der bürgerlichen

„Geſellſchaft zurück, ſo iſt es ganz klar, daß der „Regent ſchlechterdings kein Recht über die Mei„nung ſeiner Unterthanen hat. Müßte man nicht „wahnſinnig ſein, wenn man ſich einbilden „wollte, daß Menſchen zu Einem ihres Glei„chen geſagt hätten: Wir ſetzen dich über uns, „weil wir die Sklaverei lieben, und wir erthei„len dir die Gewalt, unſre Gedanken nach dei„nem Belieben zu lenken? Im Gegentheile ha„ben ſie erklärt: Wir bedürfen deiner zur Auf„rechthaltung des Anſehens der Geſetze, denen „wir gehorchen wollen, um weiſe regiert zu wer„den und uns zu vertheidigen; übrigens verlan„gen wir von dir Achtung für unſre Frei„heit. Dieß iſt ein Recht, gegen das keine „Einwendung ſtattfindet, und gerade dieſe Tole„ranz ſelbſt iſt dem Lande, wo ſie ſtattfindet, ſo „vortheilhaft, daß ſie die Staatswohlfahrt be„gründet.“ — Bald darauf ſchärft er wiederholt ein, der Regent ſolle doch ja, um ſich nie von ſeinen Pflichten zu entfernen, bedenken, daß er „ein Menſch, ſo gut als der Geringſte ſeiner

„Unterthanen“, daß er „nur der erſte Diener des „Staats und verpflichtet ſei, mit Rechenſchaft, „Weisheit und vollkommener Uneigennützigkeit zu „handeln, gerade als wenn er in jedem Augen„blicke ſeinen Unterthanen von ſeiner Verwaltung „Rechenſchaft zu geben hätte.“ — Wie liberal aber dieſer unvergeßliche Fürſt auch über Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen dachte, und daß er nicht, wie Napoleon und mancher andre in der Geſchichte mit Unrecht groß geprieſene Fürſt, die Menſchen überhaupt verachtete, ſondern den wahren Werth des Menſchen wohl zu ſchätzen wußte, beweiſt folgende Stelle (S. 27. und 28.): „Noch iſt es eine Sache von Wich„tigkeit, die man nicht aus dem Auge verlieren „darf, und die, wenn ſie unbeachtet bleibt, der „Sittlichkeit zu unerſetzlichem Nachtheile gereicht „— wenn nämlich der Fürſt jene Perſonen zu „ſehr auszeichnet, welche ohne Verdienſte nur „große Reichthümer beſitzen. Solche zur Unzeit „verſchwendete Ehrenbezeigungen erhalten das „Publikum in dem gemeinen Vorurtheile, daß

„man nur Reichthum beſitzen dürfe, um ange-
„ſehen und geachtet zu ſein. Sogleich ſchütteln
„Eigennutz und Habſucht den Zügel ab, der ſie
„noch anhält; jeder mag dann Reichthümer häu-
„fen; man wendet die ungerechteſten Mittel an,
„um ſie zu erlangen; das Sittenverderbniß greift
„um ſich und wird allgemein; talentvolle
„und tugendhafte Männer werden verach-
„tet, und das Publikum achtet nur die Baſtar-
„den des Midas, durch deren großen Auf-
„wand und Gepränge es verführt und geblendet
„wird. Um zu verhüten, daß die Sitten des
„Volks bis zu ſolchem Grade verderben, muß
„der Fürſt unausgeſetzt darauf merken, daß er
„nur perſönliches Verdienſt auszeichne, und
„dem Ueberfluß ohne Sitte und Tugend mit Ver-
„achtung begegnen."

Wir könnten noch viel ſolcher Aeußerungen von beiden genannten Fürſten, beſonders auch über die Preßfreiheit, deren hohe Beſchützer ſie waren, ſo wie von liberalen Fürſtinnen, einer Katharine oder Pauline, anführen. Allein wir über-

gehn ſie mit Stillſchweigen, um nicht zu weitläufig zu werden. Die bereits angeführten beweiſen ſchon zur Gnüge, daß ein fürſtliches Gemüth und eine freiſinnige Denkart ſich ſehr wohl mit einander vertragen, daß es alſo auch einen royalen Liberalismus oder einen liberalen Royalismus geben kann, wenn nur nicht, wie es oft geſchieht, die ſich ſo nennenden Royaliſten noch königiſcher ſein wollen, als die Könige ſelbſt.

Was die Fürſten unſrer Zeit betrifft, ſo beſcheiden wir uns gern, daß wir über ſie kein Urtheil haben. Fürſten kann nur die Geſchichte unparteiiſch richten, der Geſchichte aber fallen nur diejenigen zu, welche bereits vom Schauplatze der Welt abgetreten. Die Zeitgenoſſen der Fürſten ſind nie gerecht in ihren Urtheilen. Entweder tadeln ſie die Fürſten ungebürlich, weil ſie von deren Maaßregeln unſanft berührt werden; oder ſie loben dieſelben übertrieben, weil ſie durch Schmeichelei die fürſtliche Gnade auf ſich herabzuziehen hoffen. Wir beobachten alſo in dieſer

Hinſicht lieber ein ehrerbietiges Schweigen und wenden uns jetzt mit unſrer Betrachtung zu den übrigen Kreiſen der Geſellſchaft.

Der Adel wird gewöhnlich des Antiliberalismus beſchuldigt, weil die ariſtokratiſchen Prinzipien, auf welchen ſein Daſein beruhe, der Freiheit entgegen ſeien. Nun iſt zwar nicht zu verkennen, daß in dieſer geſellſchaftlichen Sphäre der Antiliberalismus ſehr heimiſch iſt; allein daraus folgt nicht, daß der Liberalismus dem Adel ganz fremd ſei. In Großbritannien, wo überhaupt der Adel durch eine gewiſſe Beſchränkung auf die erſtgebornen Söhne mehr mit dem Volke verſchmolzen und ebendadurch der bürgerlichen Freiheit mehr zugewandt iſt, giebt es unter dem hohen und niedern Adel vielleicht eben ſo viele Whigs als Torys; und in Frankreich findet der Liberalismus unter dem Adel, ſelbſt unter dem höhern durch die Pairskammer dargeſtellten, ſo lebhafte Vertheidiger, daß manche ſogar in den Ultraliberalismus verfallen ſind. So iſt es auch in den übrigen gebildeten Ländern Europa's, na-

mentlich in Deutſchland, wo es noch manchen dem wackern Ulrich von Hutten an Kopf und Herz ähnlichen Ritter giebt. (Möchten die jetzt wieder aufgelegten Schriften dieſes wahrhaft deutſchen Ritters recht viele Leſer, auch unter den höhern Ständen, finden! Es iſt viel, ſehr viel Beherzigungswerthes darin). Uebrigens kann man im Allgemeinen wohl annehmen, daß der Adel, da er dem Fürſten am nächſten ſteht und ſich oft in deſſen Umgebung befindet, auch von deſſen Gunſt am meiſten zu erwarten hat, ſich größtentheils in Anſehung des Liberalismus oder Antiliberalismus nach dem Beiſpiele des Fürſten richtet, dem er unterthan iſt. Je freiſinniger daher der Regent eines Landes iſt, deſto freiſinniger werden auch, im Durchſchnitte genommen, die Edelleute dieſes Landes ſein. Zuweilen aber hat ſich auch der Freiheitsſinn des Adels unter despotiſchen Regenten ſehr kräftig erwieſen, vornehmlich in England, wo die Freiheiten des Volks hauptſächlich durch die Anſtrengungen des Adels errungen worden.

Was die Geiſtlichkeit betrifft, ſo muß man in dieſer Beziehung vor allen Dingen die katholiſche und die proteſtantiſche Geiſtlichkeit wohl unterſcheiden. Jene hat allerdings mehr Hang zum Antiliberalismus, da das ganze katholiſche Religions- und Kirchenweſen, und beſonders die beſchränkte Bildung der jungen Geiſtlichen in kloſterähnlichen Seminarien, darauf berechnet iſt, daß der Geiſt ſich nur innerhalb einer beſtimmten Richtung bewege und daher kein Haarbreit von der einmal vorgeſchriebnen Norm abweiche. Dennoch haben ſich auch in der katholiſchen Kirche die Fenelons, die Erthale, die Dalberge, die Weſſenberge u. A. durch eine ſehr liberale Geſinnung ausgezeichnet, wiewohl ſie ebendeshalb in Rom nicht ſehr angenehm waren. Die proteſtantiſche Geiſtlichkeit hingegen kann, wenn ſie folgerecht ſein will, nicht anders als liberal ſein, da der Proteſtantismus ſeinem Weſen nach ein religioſer und kirchlicher Liberalismus iſt. Es giebt indeß auch hier manche inkonſequente Männer, die am todten Buchſtaben

kleben und daher jedem freiern Aufſchwunge des Geiſtes abhold ſind. Die Sippſchaft des Kajaphas hat ſich nun einmal nach allen Richtungen hin verbreitet.

Der Geiſtlichkeit zunächſt ſteht in der Geſellſchaft der Gelehrtenſtand. Da die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, wenn ſie ernſt und gründlich iſt, ſchon an ſich zu Ideen und freien Anſichten von göttlichen und menſchlichen Dingen erhebt, mithin ein wahrhaft liberales Studium iſt: ſo wär' es widernatürlich, wenn jener Stand nicht, dem bei weitem größern Theile nach, dem Liberalismus ergeben wäre. Ebendarum iſt dieſer Stand heutzutage nicht überall beliebt. Indeſſen findet auch der Gegenſatz hier ſeine Freunde, ſei es nun, weil dieſe die Wiſſenſchaft nur als Handwerk um des lieben Brodes willen betrieben, oder weil ihre beſondre Stellung in der Geſellſchaft ſie, aus Mangel an Muth, zur Verleugnung oder wenigſtens Verſchleierung ihrer wahren Geſinnung beſtimmte. Auch giebt es einige Zweige der Erkenntniß, die,

wenn ſich ihnen der Geiſt ausſchließlich ergiebt, denſelben gleichſam verengern, wohin beſonders die poſitive Jurisprudenz gehört, die ohne Verbindung mit Philoſophie, Philologie und Geſchichte, das geiſtige Leben mehr hemmt als weckt.

Von den Künſtlern läßt ſich ungefähr daſſelbe ſagen. Mit Recht nannten die Alten die ſchönen Künſte, und ſelbſt die Wiſſenſchaften, artes liberales oder ingenuae. Auch jene tragen den Geiſt in die Ideenwelt und befreien ihn ebendadurch um ſo mehr von irdiſchen Banden, je mehr der Künſtler in ſeiner Ideenwelt lebt. Giebt es gleichwohl auch illiberale Künſtler, ſo ſind es meiſt ſolche, die entweder nur das Mechaniſche der Kunſt begriffen haben und ausüben, oder in Lebensverhältniſſe verwickelt ſind, welche einer liberalen Geſinnung keinen Eingang geſtatten. Wenn die Kunſt nach Brod geht, ſenkt der Genius nur allzuleicht ſeine Schwingen.

Im gebildeten Gewerbſtande — denn vom ungebildeten kann hier nicht die Rede ſein —

ſind es vornehmlich die Kaufleute, welche ſich zum Liberalismus mehr als Andre hinneigen. Ihr Verkehr mit Menſchen aller Art, auch mit Gelehrten und Künſtlern, ſo wie das Intereſſe, welches ſie am allgemeinen Wohlſtande und beſonders an der Freiheit des Handels und der Gewerbe nehmen, führt ſie nothwendig dahin. Denn Handel und Gewerbe können eben ſo, wie Kunſt und Wiſſenſchaft, nur unter dem erleuchtenden und erwärmenden Strahle der Freiheitsſonne gedeihen. Der bleierne Zepter des Despotismus lähmt ſie alle auf gleiche Weiſe. Man wird daher außer ſolchen Kaufleuten, die ein wucherliches Geſchäft treiben und ſich dadurch auf illiberale Art zu bereichern ſuchen, nicht leicht ein bedeutendes Handelshaus finden, in welchem der Liberalismus nicht heimiſch wäre. Unter allen Arten von Kaufleuten aber ſind wiederum die Buchhändler, aus leicht begreiflichen Gründen, dem Liberalismus am meiſten zugethan. Das wußte auch Napoleon ſehr wohl. Darum ließ er den unglücklichen Palm erſchießen. Nicht

was dieſer unmittelbar verbrochen, führte ihn auf den Richtplatz. Man wollte nur terreur machen, damit die Buchhändler keine liberalen Schriften mehr verlegen ſollten. Aber der Reitz dazu war zu groß, als daß nicht noch immer Einige es hätten wagen ſollen, ſo hart verpönte Waare auf den literariſchen Markt zu bringen.

Sehen wir ferner auf die Geſchlechter, ſo lehrt die Erfahrung, daß gebildete Frauen in der Regel ſich mehr noch als die Männer zum Liberalismus hinneigen. Ihr Herz, welches beweglicher und daher nicht nur den Gefühlen der Mitfreude und des Mitleids, ſondern auch den Eindrücken der Neuheit zugänglicher iſt, und ſelbſt ihr eignes Intereſſe zieht ſie auf dieſe Seite. Denn ſie wollen von den Männern eben ſo liberal behandelt ſein, wie der ſchwächere Theil vom ſtärkern überall behandelt zu werden wünſcht; und mit Recht erwarten ſie eine ſolche Behandlung dort eher, wo liberale Grundſätze herrſchend ſind. Daher ſind die Frauen gleichſam geborne Feinde alles Türkenthums, und man wird ebendeswegen

ſchwerlich irgend eine gebildete Frau finden, die den Griechen in ihrem Kampfe mit den Türken nicht mit Leib und Seel' ergeben wäre. Nur wo andre Geburts- oder Standesvorurtheile den Geiſt blenden und das Gefühl irreführen, dürfte das Gegentheil ſtattfinden. In dieſem Falle, und wenn etwa noch die Macht des Aberglaubens und der Schwärmerei hinzutritt, pflegen aber auch die Frauen noch illiberaler und intoleranter als die Männer zu ſein, gerade ſo, wie man bemerkt haben will, daß die Frauen, wenn ſie einmal blutdürſtig geworden, noch blutgieriger als die Männer ſind.

Was endlich das Lebensalter betrifft, ſo iſt die größere Empfänglichkeit der Jugend für liberale Ideen eine ſo bekannte und aus der größern Blutwärme ſowohl als der regern Einbildungskraft ſo leicht erklärbare Sache, daß wir dabei nicht zu verweilen brauchen. Nur das Eine iſt noch zu bemerken, daß die Jugend aus den eben angeführten Gründen auch leichter ins Exzentriſche fällt, und daß daher die Führer der

Jugend allerdings die Verpflichtung haben, bei Mittheilung ihrer liberalen Ideen Maaß und Ziel zu halten, damit ſie nicht den Vorwurf auf ſich laden, Verführer der Jugend zum Ultraliberalismus zu ſein. Indeſſen hat es mit dieſer jugendlichen Verirrung auch nicht ſo viel zu bedeuten, als man gewöhnlich glaubt, weil jener Ultraismus mehr rhetoriſch und poetiſch, als praktiſch iſt. Die Jugend gefällt ſich in großen Redensarten und kühnen Entwürfen; vom Reden und Entwerfen bis zum Handeln iſt aber noch eine große Kluft. Auch kommt der Menſch bei reifern Jahren, wo das Blut ſich abkühlt und langſamer umfließt, wo die Sorgen und Mühen des Lebens beginnen, wo die ſtarre Realität mit unerbittlicher Strenge dem idealiſchen Aufſchwunge Schranken ſetzt, von jener Verirrung bald zurück. Ja man hat wohl eher geſehn, daß aus dem jungen Liberalen ein alter Antiliberaler wurde, wenn die Lebensverhältniſſe ſich änderten. Es iſt ſüß, für's Vaterland zu ſterben — hatte jener geſagt — aber nicht, zu hungern. So denken

die Meiſten; und ſo verdampft der jugendliche Enthuſiasmus, wenn der Menſch ins wirkliche Leben übergegangen.

III.

Ausgang des Kampfes zwiſchen Liberalismus und Antiliberalismus.

Faſſen wir nun alles Bisherige zuſammen, ſo dürfen wir wohl mit Recht behaupten, daß der Liberalismus in der heutigen gebildeten Welt viel weiter verbreitet iſt und mehr Freunde zählt, als ſein Gegentheil. Dieß führt uns aber auch natürlich auf die letzte Unterſuchung, nämlich auf die Frage: Wird der Liberalismus oder der Antiliberalismus den endlichen Sieg davon tragen?

Man hat den Hiſtoriker einen rückwärts gekehrten Propheten genannt. Sonach wäre der eigentliche Prophet ein vorwärts gekehrter Hiſtoriker. Nun iſt die vorliegende Frage allerdings von der Art, daß ſie vollſtändig nur von einem

ſolchen Hiſtoriker beantwortet werden kann. Da uns aber die Gabe des Schauens in die Zukunft nicht verliehen, ſo leiſten wir auf die Propheten-rolle gern Verzicht, und wollen nur mit Hülfe einer geſunden Logik aus dem Rückwärts einige Folgerungen auf das Vorwärts ziehn.

Wir haben geſehn, daß die liberalen Ideen eigentlich ſo alt ſind, als die höhere Bildung des Menſchengeſchlechts überhaupt, und daß ſie zwar periodenweiſe gleichſam von der Erde verſchwanden, aber immer wieder mit erneuter Kraft zurückkehrten und ſich immer weiter verbreiteten. Dieß ſcheint allerdings ihre fernere Dauer und Ausbreitung zu verbürgen, und ſonach dürfen wir wohl ohne alle Anmaaßung prophetiſcher Erleuchtung behaupten, daß der Antiliberalismus nie den Liberalismus beſiegen werde.

Wie wollte man es auch anfangen, um den Liberalismus jetzt noch, nachdem er ſo lange beſtanden und ſich ſo weit verbreitet hat, von der Erde zu vertilgen? Verſchwände der Liberalismus auch aus Europa, wo bisher ſeine Heimath

geweſen, ſo iſt das kleine Europa noch lange nicht die Erde; er hat ſchon in dem koloſſalen Amerika einen weit größern und fruchtbarern Boden zur Anſiedlung gewonnen. Und da der Verkehr mit Amerika immer lebhafter werden muß, weil Amerika immer mehr erzeugen wird, was Europa brauchen kann, ſo würde auch der Liberalismus von dorther immer von neuem in Europa einwandern. Es iſt überhaupt mehr als wahrſcheinlich, daß das bisherige Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Welttheilen ſich einſt umkehren und Amerika künftig den Herrn von Europa ſpielen wird.

Aber ſelbſt in Europa kann der Liberalismus jetzt nicht mehr vertilgt werden. Man müßte vorerſt alle Bücher verbrennen, die vom Geiſte der Liberalität eingegeben und durchdrungen ſind. Schon dieß iſt eine baare Unmöglichkeit. Und die Bibel müßte man doch übrig laſſen, die wahrlich das liberalſte aller Bücher und jetzt faſt über die ganze Erde verbreitet iſt. Man müßte ferner verbieten, irgend ein neues Buch im libe-

ralen Sinne zu ſchreiben. Auch das wird man ſchwerlich durchſetzen können. Geſetzt aber, es erſchienen nur Schriften im antiliberalen Sinne, beſonders Zeitſchriften, welche den meiſten und ſchnellſten Umlauf haben: ſo würden dieſe den liberalen Sinn nur deſto mehr aufregen. Denn jedes Ding in der Welt erregt ſein Gegentheil; jede Wirkung hat ihre Gegenwirkung, und jede Verfolgung macht, daß die Verfolgten nur um ſo inniger und feſter an dem hangen, was der Gegenſtand der Verfolgung iſt. Dürfte ſich daher der Liberalismus nicht in Schriften offenbaren, ſo würde ſich derſelbe deſto kräftiger in der lebendigen Rede ausſprechen und mittheilen, da man dieſe doch nicht immer und überall bewachen kann. Auch müßte man allen wiſſenſchaftlichen Unterricht verbieten; denn Wiſſenſchaftlichkeit und Freiſinnigkeit ſind Zwillingsſchweſtern. Da man aber die Wiſſenſchaften bei der heutigen Bildungsſtufe ſchon um des Lebens willen nicht entbehren kann, wenn nicht Ackerbau, Bergbau, Schiffahrt, Handel und Gewerbe ſtillſtehen ſollen:

ſo würde man von jenem Verbote doch wenigſtens die zum heutigen Leben unentbehrlichen Wiſſenſchaften ausnehmen müſſen. Man würde alſo z. B. die Philoſophie und die klaſſiſche Philologie, als diejenigen Wiſſenſchaften, die am meiſten vom Liberalismus angeſteckt ſind und ihn fortwährend nähren, aus dem Kreiſe des wiſſenſchaftlichen Unterrichts verbannen, Mathematik und Phyſik hingegen freigeben. Allein welcher Mathematiker oder Phyſiker kann ſich ernſtlich mit ſeiner Wiſſenſchaft beſchäftigen, welcher nachdenkende Menſch überhaupt kann die Natur, ſei es meſſend und rechnend oder beobachtend und verſuchend, betrachten, ohne ſich irgend einmal mit ganzer Seele in die Unendlichkeit der Weltanſchauung zu verſenken und ſo augenblicklich zur Selbſterzeugung liberaler Ideen erregt zu werden? — Nein, es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß der Antiliberalismus je den Liberalismus beſiege, daß dieſer je wieder aus den Köpfen und Herzen der Menſchen ganz verſchwinde.

Aber wie ſteht es mit dem umgekehrten Falle? Wird vielleicht der Liberalismus den Antiliberalismus beſiegen? — Wenn dieſer Sieg nicht ein bloßes Uebergewicht, ſondern eine wirkliche Vernichtung ſein ſoll, ſo können wir dieß eben ſo wenig annehmen. Ja der Liberalismus kann nicht einmal wünſchen, ſeinen Gegner ſo ganz und völlig zu beſiegen. Er muß etwas haben, woran er ſich übe und ſtärke und ſein Leben erhalte. Ohne Antagonismus giebt es kein wahres Leben in der Welt. Darum hat die wohlthätige Natur ſchon dafür geſorgt, daß es der Theſis nicht an der Antitheſis fehle. Es wird und muß daher immer Menſchen geben, die den Liberalen entgegenwirken, theils um dieſe zur Thätigkeit zu reitzen, damit ſie nicht ſelbſt einſchlummern, theils aber auch um ſie im Zaume zu halten, damit ſie nicht unbändig werden und ihrer Kraft eine zerſtörende Richtung geben.

Iſt aber nicht von Vernichtung, ſondern bloß von Uebergewicht die Rede, ſo glauben wir allerdings, nach dem bisherigen Gange des Schick-

ſals, dem Liberalismus dieſes Uebergewicht zuſichern zu dürfen. Dafür bürgt uns — der heilige Bund.

Wohl ſehen wir hier jenes ſarkaſtiſche Lächeln im Antlitze der meiſten Leſer. Denn man iſt ſeit einiger Zeit gewohnt, nach dem Vorgange einiger brittiſchen Parlementsredner und Zeitungsſchreiber, dem heiligen Bunde alles mögliche Böſe nachzuſagen, ihn als den Auslöſcher alles Lichtes und den Vertilger aller Freiheit zu verſchreien. Wir behaupten aber, daß dem nicht ſo ſei und nicht ſein könne. Hier unſre Gründe.

Die Urkunde des heiligen Bundes vom $\frac{14}{26}$ September 1815, unterſchrieben von Kaiſer Franz, König Friedrich Wilhelm, und Kaiſer Alexander, ſagt ausdrücklich, daß dieſe drei erhabnen Monarchen die innige Ueberzeugung erlangt hätten, es ſei nothwendig, künftig ihre Politik, ſowohl in der Verwaltung ihrer eignen Staaten als in der Leitung der auswärtigen Verhältniſſe, alſo ihre innere und äußere Politik auf die Grundſätze des Chriſten-

thums (sur les vérités sublimes que nous enseigne l'éternelle religion du Dieu Sauveur) nämlich auf die Vorſchriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens (préceptes de justice, de charité et de paix) zu gründen — daß ſie, da nach jenen Grundſätzen alle Menſchen ſich als Brüder zu betrachten hätten, durch die Bande einer wahrhaften und unauflöslichen Brüderſchaft vereint bleiben, ſich als Kompatrioten beiſtehen, und ihre Völker als Familienväter in dem nämlichen Geiſte der Brüderſchaft führen wollten — daß ſie ihre eignen und alle chriſtlichen Völker als Glieder einer und derſelben chriſtlichen Nazion betrachteten, deren eigentlicher Suverän Chriſtus ſelbſt ſei — und daß ſie ebendarum alle chriſtlichen Mächte einladeten, an dieſem heiligen Bunde Theil zu nehmen.

Wer ſieht nicht auf den erſten Blick, daß hier ſowohl der religioſe als der politiſche Liberalismus auf das bündigſte und beſtimmteſte

ausgeſprochen, daß alſo die dem heiligen Bunde zum Grunde liegende Idee in der That die allerliberalſte iſt, weil ſie beide Arten des Liberalismus befaßt, mithin alle liberalen Ideen in ſich als einem Mittelpunkte vereinigt! Das Chriſtenthum iſt, wie ſchon früher gezeigt worden, die liberalſte unter allen poſitiven Religionsformen, und hier wird daſſelbe ausdrücklich zur Baſis der Politik gemacht. Dieſe ſoll ſich künftig nach den chriſtlichen Grundſätzen der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens richten, ſoll alle Menſchen als Brüder, mithin als Weſen von gleicher Würde und Beſtimmung, betrachten und behandeln. Kann man irgend mehr verlangen? Haben die Freunde des wahren Liberalismus je mehr verlangt? Ja die kälteren unter ihnen haben nicht einmal ſo viel verlangt, weil ſie glaubten, man dürfe der Politik nicht zu viel zumuthen. Sie verlangten daher bloß, daß die Politik ſich vor allen Dingen nach den Grundſätzen der Gerechtigkeit richten ſolle, mei-

nend, das Uebrige würde ſich dann ſchon von ſelbſt nach und nach finden.

Merkwürdig und erfreulich iſt auch der Umſtand, daß die drei Stifter des heiligen Bundes ſammt ihren Völkern zu drei verſchiednen Kirchen, der griechiſchen, der römiſchen und der proteſtantiſchen, gehören, daß alſo hier auf den kirchlichen Bekenntnißunterſchied kein Gewicht gelegt wird. Alle Chriſten — verlangt die Urkunde — ſollen ſich der Verſchiedenheit ihrer beſondern Glaubensformen ungeachtet nicht bloß dulden, ſondern als Brüder, als Glieder einer und derſelben großen Familie lieben. Wenn das nicht Liberalismus iſt, ſo giebt es gar keinen.

Nun iſt ferner bekannt, daß der heilige Bund nicht bloß auf die drei Stifter deſſelben und deren Staaten beſchränkt geblieben, ſondern daß demſelben auch die übrigen chriſtlich-europäiſchen Regenten und Staaten, ſelbſt die republikaniſchen Staaten der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft und des deutſchen Bundes (Frank-

furt, Hamburg, Bremen und Lübeck) beigetreten ſind. Nur der Papſt und der König von Groß⸗britannien haben die Einladung abgelehnt, der Erſte, weil er die zu andern chriſtlichen Gemei⸗nen gehörigen Glieder, die man in Rom als Häretiker oder wenigſtens als Schismatiker be⸗trachtet, nicht als ſeine Brüder und als Glieder einer und derſelben chriſtlichen Nazion anerkennen wollte — weshalb auch der Papſt gegen die Be⸗ſchlüſſe des wiener Kongreſſes und die darin auf⸗genommene deutſche Bundesakte, welche im 16. Art. den Proteſtanten gleiche Rechte mit den Katholiken ertheilt, eben ſo wie einſt gegen den weſtphäliſchen Friedensſchluß proteſtirt hat — der Zweite aber, weil die Bundesurkunde nur von den Monarchen ſelbſt, nicht von den Miniſtern, wie es die brittiſche Verfaſſung fodert, unter⸗zeichnet worden, ob er gleich ſonſt für die Per⸗ſon die Gültigkeit der darin ausgeſprochnen Grund⸗ſätze anerkannte. Man kann daher unbedenklich ſagen, daß der religioſe und politiſche Liberalis⸗mus, wie er in der Urkunde des heiligen Bun⸗

des ausgeſprochen worden, in das europäiſche Staats- und Völkerrecht förmlich aufgenommen und mittels deſſelben als gültig anerkannt iſt. Folglich hat durch die Stiftung des heiligen Bundes, wie er urkundlich vor uns liegt, der Liberalismus über den Antiliberalismus einen Sieg errungen, der jenem das Uebergewicht über dieſen wenigſtens ſo lange ſichert, als das heutige Staats- und Völkerrecht beſteht.

Indeſſen dürften die, welche in dieſer Hinſicht etwas ſkeptiſch geſinnt ſind, wohl noch einige Einwürfe gegen die hier aufgeſtellte Anſicht von dem heiligen Bunde machen, ungeachtet ein gewichtiger neuerer Schriftſteller (Herr von Schmidt-Phiſeldeck in ſeiner Politik des heiligen Bundes) in der Hauptſache dieſe Anſicht zu theilen ſcheint. Denn dieſe Politik iſt in der That ſehr liberal und doch ganz folgerecht aus derſelben Urkunde abgeleitet.

Jene Zweifler aber könnten erſtlich ſagen: „Die Urkunde des heiligen Bundes iſt, wie du „ſelbſt ſagſt, nur von den Monarchen, nicht

„von den Miniſtern unterzeichnet worden. Wer „ſteht uns alſo dafür, daß die Miniſter wirklich „im Geiſte des heiligen Bundes handeln und „eine ſo liberale Politik immer befolgen wer„den?“ — Wir geſtehn, daß wir dieſen Einwurf nicht ganz zu widerlegen vermögen, weil er von einer unbezweifelten Thatſache ausgeht; denn die Urkunde iſt wirklich von keinem Miniſter unterzeichnet, weshalb ſie auch manche Diplomatiker ein apokryphiſches Aktenſtück genannt haben. Allein erwarten läßt ſich doch nicht, daß die Miniſter wegen Mangels einer diplomatiſchen Förmlichkeit dem ſo klar und beſtimmt ausgeſprochnen guten Willen ihrer Gebieter zuwider handeln und ſich dadurch des Ungehorſams gegen dieſelben ſchuldig machen ſollten. Man muß den Menſchen immer das Beſte zutrauen, ſo lange das Gegentheil nicht offenbar am Tage liegt. Warum aber gerade die Miniſter von dieſem Beneſize der Humanität ausgeſchloſſen ſein ſollten, iſt doch wahrhaftig nicht abzuſehn.

Jene Zweifler könnten aber auch zweitens ſagen: „Es iſt im brittiſchen Parlemente mehr„mal die Rede geweſen von geheimen Ar„tikeln des heiligen Bundes, welche mit den „offnen nicht zuſammenſtimmen, vielmehr eine „antiliberale Tendenz haben ſollen; die „brittiſchen Miniſter aber, die doch wohl darum „wiſſen mußten, haben dieſer Behauptung nie „widerſprochen. Wie kann man alſo aus den „offnen Artikeln irgend eine ſichere Folgerung „ziehn?" — Dieſer Einwurf beruht eigentlich nur auf einer vorgefaßten Meinung und hat daher kein Gewicht. Denn jene Meinung wird durch das Schweigen der brittiſchen Miniſter keineswegs beſtätigt. Da ihr König dem Bunde nicht förmlich beigetreten, ſo waren ſie auch nicht verbunden, über den Gehalt und Zweck deſſelben Rechenſchaft zu geben. Sie ließen, wie ſie es in ſolchen Fällen oft machen, die Parlementsglieder reden, was ſie wollten, weil dort einmal eine vollkommne Redefreiheit herrſcht. Das ungünſtige Vorurtheil dieſer Redner konnten ſie

doch nicht gründlich widerlegen ohne Vorzeigung der ganzen Urkunde, und dazu waren ſie weder berechtigt noch verpflichtet, eben weil England nicht formell im Bunde begriffen iſt. So lange alſo niemand jene angeblichen Geheimartikel auf eine authentiſche Weiſe vorlegt, werden wir nie an das Daſein derſelben glauben, und zwar um ſo weniger, da die Sache in ſich ſelbſt keine Wahrſcheinlichkeit hat. Wer kann den erhabnen Stiftern des heiligen Bundes eine ſolche Zweideutigkeit zutrauen? Wer mag glauben, daß ſie zu einer Zeit, wo ſie (aus Dankbarkeit gegen Gott für ihre Rettung aus den größten Gefahren und aus Liebe zu ihren Völkern wegen der ungemeinen Anſtrengungen, welche dieſelben aus Anhänglichkeit an ihre von Napoleon ſo hart bedrohten Fürſten gemacht hatten) dieſe Völker nach den chriſtlichen Grundſätzen der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, alſo auf die liberalſte Weiſe, zu regieren öffentlich gelobten und dieſes Gelöbniß durch eine feierliche Urkunde bekräftigten — wer mag glauben, daß ſie zu

derſelben Zeit derſelben Urkunde gewiſſe Artikel oder Klauſeln in einem völlig entgegengeſetzten Sinne beigefügt haben ſollten? Oder, ſollen jene Artikel ſpäterhin beigefügt ſein, ſo fragt ſich, wann und von wem? Es waren ja bald alle chriſtlich-europäiſchen Staaten (mit Ausnahme zweier) dem Bunde beigetreten. Hätte man ohne deren Mitwiſſen und Zuſtimmung eine ſo wichtige Verändrung in der ganzen Tendenz des Bundes machen können? Und wär' es möglich, daß bei der Theilnahme ſo vieler Staaten am heiligen Bunde (ſelbſt republikaniſcher, wo geheime Dinge nie lange geheim bleiben) jene Artikel bis auf den heutigen Tag ſo geheim bleiben konnten, daß ſie noch nirgend zu leſen ſind, ſondern nur die Sage von ihnen wie ein Geſpenſt umherſchleicht, das die Menſchen ängſtigt? — Nein, es giebt keine geheimen Artikel des heiligen Bundes, wie keck auch das Gegentheil von manchen allzuleichtgläubigen Perſonen behauptet wird.

Ein dritter und letzter Einwurf gegen unſre Anſicht vom heiligen Bunde läßt ſich noch leichter beſeitigen. Man könnte nämlich auch ſagen und hat es wirklich geſagt: „Die urſprüngliche Be- „ſtimmung des heiligen Bundes mag geweſen „ſein, welche ſie wolle; ſeine dermalige „Wirkſamkeit iſt doch nicht liberal, ſondern „vielmehr antiliberal. Hat er nicht die Freiheit „in Neapel und Piemont unterdrückt? Und will „er nicht daſſelbe in Spanien und Portugal „thun?“ — Es iſt ſchon bemerkt worden, daß der Liberalismus auch ſeine Verirrungen und Aus- ſchweifungen hat, und daß der Antiliberalismus, ſo lang er nur gegen jenen Ultraliberalismus (Jakobinismus oder Karbonarismus oder wie ſonſt genannt) gerichtet iſt, nicht getadelt werden mag. Der echte, ruhige, beſonnene, ſich ſtreng inner- halb der Schranken des Rechts und der Pflicht haltende Liberalismus iſt dadurch auf keine Weiſe gefährdet. Ja dieſer muß ſelbſt wünſchen, ſich jener Verirrungen und Ausſchweifungen zu ent-

ledigen, um dadurch ſeinen Triumph zu ſichern. Denn ſie ſind es eben, welche ihm am meiſten Abbruch thun, weil dadurch viele ängſtliche Gemüther beunruhigt werden, meinend, es möchte alles das Herrliche, was die Vorwelt der Nachwelt überliefert hat, im Sturme der Revoluzionen zu Grunde gehn — eine Beſorgniß, die freilich derjenige nicht theilen kann, der ſich mit feſter Zuverſicht einer allwaltenden Fürſehung getröſtet.

Alles wohl erwogen, kann alſo der Verfaſſer nicht zurücknehmen, was er früher in ſeinen weltbürgerlichen Betrachtungen über den heiligen Bund und deſſen wahrſcheinliche Folgen (in der Schrift: La sainte alliance, oder Denkmal des von Oeſterreich, Preußen und Rußland geſchloßnen heiligen Bundes. Leipzig, 1816. 8.) geſagt hat. Man unterſcheide nur immer die Idee von deren Erſcheinung, die Sache von den Perſonen, den Bund von den Bündnern,

ſo wie das, was einzele Menſchen thun, vom großen Gange der Weltgeſchichte! Die Geſchlechter der Menſchen vergehen; ſie ſteigen, ſie fallen, aber nur, damit ſich die folgenden von neuem und noch weiter erheben. Was daher auch hier und dort geſchehen möge, den Glauben an das allmälige Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts in allem, was wahr, ſchön und gut iſt, wird jene höhere Macht, die unſer Schickſal lenkt, gewiß nicht zu Schanden werden laſſen.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krug, Wilhelm Traugott,

Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit ein historischer Versuch

Leipzig 1823

Bamberg, Staatsbibliothek -- Pol.o.181#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11764642-9